

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben

von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XXIII. Jahrgang.

Heft 7.

April 1901.

Die Frauen der Völker im südöstlichen Europa.

Von Friedrich Meinhard in Sofia.

Mit der Culturgeschichte der Menschheit innigst verflochten ist das Leben und Wirken der Frau, sowie die Stellung des Weibes als Gattin, Mutter und zum Theile als Erzieherin, mit unserem socialen Leben. Geographische und geschichtliche Verhältnisse haben jedoch einen sehr verschiedenen Einfluß auf die Gefährtin des Mannes ausgeübt. Wie „andere Länder, andere Sitten“, so ist auch die Frauenwelt nach den verschiedenen Ländern sehr verschieden.

Verfolgen wir den ältesten Völkerweg nach dem Orient, den der Sage nach schon die Argonauten, allerdings in entgegengesetzter Richtung zogen, so treffen wir auf denselben, d. h. an den Ufern der mittleren Donau, das Volk der Magyaren an. Ob dieselben finnischer, mongolischer oder türkischer Abstammung sind, darüber lassen wir die Gelehrten streiten. Sicher aber ist es, daß die Magyarin physisch mit den Uzbekinnen oder Dschibeginnen (türkischer Volksstamm in Turkestan) vieles gemein hat. Zierliche Hände und Füße, große strahlende, meist dunkle Augen und öfter dunkles als liches Haupthaar, ebenso, wenigstens in der breiteren Schichte des Volkes, eine vom Kuß der Sonne um eine Abschattung dunklere Farbe des runden rosigen Gesichtchens mit den Korallenslippen, kennzeichnen die Magyarin. Bei einem leicht erregbaren und leidenschaftlichen Gemüth, ebenso glühend im Hassen als auch in der Liebe, paßt auf die Magyarin das Wort des Dichters:

„Es wird das Herz ohne Lieb' zu Eis
Und liebt es, muß es Gluthen leiden;
Arg ist wohl jedes — welches von beiden
Das Bessere? — Der Himmel weiß!“

Im Zustande der Erregtheit durchbricht die Magyarin mit einem, nur im Schimpfcodeer der orientalischen Völker vorkommenden Ausdruck leicht, oft unbewußt, die Schranken des Anstandes. Bei manchen kleinen Fehlern, wie Putzsucht, Kofetterie, Neigung zur Bequemlichkeit und zum Zähzorn, welche das orientalische Blut verrathen, hat die Magyarin andererseits wieder hochschätzenswerthe Eigenschaften. Vaterlands- und Mutterliebe sind die hervorragendsten. Im Jahre 1861/62, zur Zeit der Déak'schen Bestrebungen, die politischen Rechte Ungarns wieder zu erringen, trugen die Magyarininnen ihren Patriotismus da-

durch auffallend zur Schau, daß sie, ob hoch oder gering, sich öffentlich nur im Nationalcostüm zeigten, obwohl damals in den Städten Ungarns der malerischen nationalen Frauentracht längst schon die einfachere moderne Kleidung gefolgt war. Die zärtlichen Beziehungen zwischen Mutter und Kinder finden auch in der ungarischen Poesie treffende vielfache Schilderungen. Als Sprachregel gilt es, daß die Kinder selbst in der Abwesenheit ihrer Mutter, im Gespräch von derselben, stets den liebevollen Ausdruck „édes anyám“ d. h. „meine süße Mutter“ gebrauchen.

Was die nationale kleidsame Tracht der Magyarinnen anbelangt, so ist zu bemerken, daß dieselbe nur mehr auf dem Lande zu finden ist. Kurze bauschige Röcke, enges ärmellofes Mieder, Latzschürze, ein weißkleinnes Hemd mit kurzen Puffenärmeln und Schnürstiefelchen sind die Hauptbestandtheile des malerischen Anzuges. Ein dicker, mit farbigem Band durchflochtener, tief auf den Rücken herabhängender echter Zopf gehört ebenso dazu, wie ein Sträußchen am Mieder.

Nach der Musik und den Tänzen der Völker lassen sich Schlüsse auf deren Temperament ziehen. Ernst, gemessen und züchtig tanzt der Deutsche im Dreischritt den Walzer; hoch im Sprung hüpfst mit lächelnden Mienen der Franzose, im heiteren Ringelreihentanz „Kolo“, „Horo“ oder „Choro“ genannt, schwenken sich Südslaven, Rumänen und Albanesen im Takte rhythmischer Musik, aber in schmachtender Liebe vergehend, wird bei der Magyarin die Leidenschaft zum jeelischen Brand, wenn sie beim Gárdas mit ihrem Tänzer dahinwirbelt nach den berausenden Klängen der Zigeunermusik. Ebenso wie diese Musik bald himmelhoch aufjauchzt, bald in herzgepreßtem Weinen den unsäglichsten Schmerz ausdrückt, bald aus wilder Kriegsbegeisterung in sanfte Kojetänzelei überspringt, so ist auch das Gemüth des magyarischen Volkes und ganz besonders das der magyarischen Frau.

Unter den Frauen Ungarns haben sich manche als Patriotinnen ausgezeichnet, so z. B. hat die Frau des Wojwoden von Temesvár, Cäcilie Rozgonyi, bei Golubacz an der Donau (im heutigen Serbien) die Vernichtung des Königs Sigismund und seines Heeres seitens der Türken durch ihr standhaftes entschlossenes Verhalten abgewendet, indem sie die Flucht der ungarischen Schiffe verhinderte, welche das geschlagene Heer Sigismunds, sowie diesen selbst im Angesichte der verfolgenden Türken aufnahmen. Helene Brinzi vertheidigte (1686) monatelang, in Abwesenheit ihres Gatten Tskölhi, die Festung Munkács gegen den kaiserlichen General Caprara. Helene ließ die rothe Fahne aufpflanzen und die Besatzung schwören, daß selbe die Festung bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen werde, und leistete vom März bis Ende April einen so erfolgreichen Widerstand, daß Caprara abzog. „Wenn ich auch eine Frau bin“ — schrieb sie ihrem Gatten — „hatte ich doch den Muth, in Munkács auszuhalten; möge man es auch anderwärts verkünden!“ Der magyarischen Amazonen, welche verkleidet in den Reihen der Krieger kämpften, ist eine große Zahl.

Der geographischen Lage nach folgen zunächst die Serben.

Auch in der Geschichte dieses Volkes treten gleich glänzenden Meteoren einzelne Trägerinnen der Strahlenkrone des Ruhmes auf. So z. B. rettete in den Befreiungskriegen des serbischen Volkes der Muth Ljubika's, der Gattin Milosch's (des Ahnherrn des heutigen Königs von Serbien), diesen vor einer Niederlage und vielleicht Serbien vor weiterer Unterjochung, denn als die Serben in dem Treffen am Ljubitsch (1815 nach dem Aufstande von Takova) von Tschaija-Pascha bereits in die Flucht geschlagen waren und Reißaus nehmen wollten, ergriff auch den Fürsten Milosch die allgemeine Muthlosigkeit. In

diesem verhängnisvollen Augenblicke trat Ljubiza, welche ihren Gemahl ins Feld begleite hatte, mit dem Schwerte in der Hand den Weichenden entgegen und rief ihrem am Siege verzweifelnden Gatten zu: „Willst du unter meine Schürze kommen?“ Das Auftreten der kühnen Frau wirkte Wunder, denn die beschämten Männer wurden wieder zu siegreichen Helden.

Im allgemeinen ist die Serbin muthig, aber auch leidenschaftlich, wie viele Beispiele darthun. Das bekannteste solcher Beispiele kostete dem König Milan beinahe das Leben. Nämlich als am 22. October 1882 König Milan, von einer Reise nach dem Auslande zurückgekehrt, sich nach üblicher Weise in die Kathedrale Belgrads begab, um einer Dankesmesse beizuwohnen, trat aus ihrem Vestock hinter einer Säule die Witwe Helene Markovitch hervor, deren Mann Jerem Markovitch als Oberstlieutenant wegen Betheiligung an dem Topola-Aufstande 1877 erschossen worden war, und feuerte einen Revolver auf den König ab, ohne aber ihn zu treffen.

Wie die deutsche Poesie des Mittelalters mit Vorliebe um alte zerfallene Burgmanern ihren Eppich schlang, so woben sich auch die serbischen Volksagen und Volkslieder, bald in gutem, bald in schlechtem Sinne, besonders gerne um alte Festen, die noch in den früheren Türkenkriegen eine Rolle spielten.

Die Erbauung der großen zerfallenen Burg auf dem Avalaberge nächst der serbischen Eisenbahnstation Ripanj (unweit Belgrad) schreibt die Volks Sage der „verfluchten“ Jerina, Gattin des Despoten Gjuragh Brantovitch, zu, welche das Volk hart bedrückte. Dagegen wird Frau Jela, die Gattin Prijezda's, des Burgherrn von Stalatsch (gleichfalls Bahnstation), in einem serbischen Volksliede verherrlicht, weil sie sich, um den nach heldenmüthiger Vertheidigung unterirdisch in die Burg dringenden Türken nicht lebend in die Hände zu fallen, mit ihrem Gatten vereint von der Schloßmauer in die Morava gestürzt haben soll.

Die Serbin besitzt große Vaterlandsliebe und einen ausgesprochenen Nationalstolz, weshalb viele Frauen auch der besten Kreise, heute noch ihre malerische, aber kostspielige Nationaltracht, bestehend aus dem Tepeluk, Libade und Seidenrock, tragen. Der Tepeluk gleicht einem am Kopfe enganliegenden Fez, welcher entweder mit Goldmünzen (Ducaten) oder echten Perlen bedeckt ist. Die Libade aus Sammt oder Atlas ist eine an der Brust offene, in der Taille kurze, mit Goldborten eingefasste Jacke, deren Ärmel sich unterhalb der Ellenbogen stark erweitern. Unter der Libade wird noch ein seidenes Umschlagtuch getragen.

Sagen und Sprichwörter kennzeichnen den Geist des Volkes. Nach einer serbischen Volks Sage wohnte zur Türkenzeit nächst der jetzigen Eisenbahnstation Djep, unweit der Brücke von Dupljan, eine Mutter mit ihrer Tochter. Letztere, welche am Flusse (Morava) mit dem Reinigen der Wäsche beschäftigt war, wurde von ihrer Mutter angerufen, schnell zu flüchten, weil die Türken kämen. Die Tochter aber freute sich innerlich der Türken Geliebte zu werden und blieb. Die erzürnte Mutter fluchte nun, sie selbst, das Mädchen und deren Umgebung sollten versteinert werden, und so geschah es auch. Thatsächlich erblickt man von der Bahnlinie aus ein Felsengebilde, welches aus der Ferne einem versteinerten Mädchen gleichsieht und deshalb „Momin Kamin“, d. h. „Mädchenstein“ heißt.

In der Erregtheit kehren sich die Serbinnen gleichfalls nicht viel daran, durch unwidergebliche Kraftworte gegen die Etikette zu verstoßen. Unbemerkt fällt ein Wort als Same des Grolls in die Tiefe des Herzens der Serbin, das Gefühl der Beleidigung ist vorhanden, und plötzlich enthüllt sich aus plagen-

der Schale die Frucht des Jornes. Bei einer außerordentlichen Zungenfertigkeit regnet es dann, der Mehrzahl nach, nicht druckfähige Schelt- und Schimpfworte. Gefährlich aber wird die eifersüchtige Serbin. Deren giftiges Schelten, welches oft in Thätlichkeiten übergeht, wirkt tödtlicher als der Biß toller Hunde. Wehe dem wirklichen oder vermeintlichen Schuldigen. Als Ehemann wird ihm dann das Mahl mit Schmälen gewürzt, aber dreimal Wehe dem Weibe, welches die Ursache der Eifersucht ist. Und eifersüchtig wird die Serbin leicht, indem die meisten gefallsüchtig sind. Daraus geht wieder hervor, daß dieselben von ihrer Schönheit eine hohe Meinung haben. Allerdings häufig mit Recht, wenigstens so lange sie jung sind. Doch ist es keine Seltenheit, daß auch Serbinnen im Hochsommer ihres Lebens noch recht stattlich erscheinen.

In der Jugend ist die Serbin fast stets schlanken Wuchses, später aber neigt sie häufig zur Wohlbeleibtheit. Der letztere Fall tritt aber bei den Frauen des Landvolkes nicht ein oder nur äußerst selten, weil dieselben wie jene der Montenegriner den anstrengendsten Arbeiten obliegen müssen. Die Frauen dieses letzteren serbischen Volksstammes haben in den Kriegen mit den Türken nicht nur Träger- und Samariterdienste geleistet, sondern den kämpfenden Männern auch Schießbedarf in die Feuerlinie getragen.

Trotz ihres südlichen Charakters trifft man dennoch viele Serbinnen mit tadelloser weißer Gesichtsfarbe, nicht aber als ob Schminke daran schuld sei. Letztere wird wohl hin und wieder angewendet, weshalb die Serbinnen, welche dieses Schönheitsmittel im Uebermaße anwenden, schon vor der Zeit ein runzliches Angesicht und schlechte Zähne bekommen. Im allgemeinen fallen einem aber die brünetten Tinten der Südländerinnen auf. Die Frauen mit ihrem üppigen, meist schwarzen, oft auch braunen Haar (welches häufig zur Förderung des Wachstums mit Hanna oder Kanna rothgefärbt wird), mit ihren dunkeln bebedten, von dichten Brauen überschatteten Augen, ihren meist regelmäßigen Gesichtszügen und dem lebhaften Temperament machen auf den Nordländer einen eigenihümlichen, doch angenehmen Eindruck.

Als Hausfrau und Mutter kann die Serbin als Musterbild gelten. Die Inneneinrichtung und Reinlichkeit des Hauswesens ist auffallend. Als Mutter ist die Serbin für die gedeihliche Entwicklung ihrer Kinder sehr besorgt, und mehe demjenigen, der vielleicht ihrem ungezogenen Rangen ob seiner belästigenden Unarten ein Haar krümmen würde.

Einer der kleinen Fehler der Serbin — wie ja auch anderwärts ihrer Mitschwester — ist die Neigung zu kleinen Intriguen, die man geringschätzig mit dem Ausdruck „ženska posla“, d. h. als „Weiberache“ bezeichnet. Dagegen muß man der Serbin eine außerordentliche Gastfreundschaft im besten Sinne des Wortes nachrühmen.

Die Serben gelten als der stolzeste Zweig der Südslaven. Dieser Stolz erstreckt sich vielleicht mehr auf den weiblichen als auf den männlichen Theil des Volkes, denn weder in Belgrad, noch in Nißch oder sonst in einer anderen Stadt verdingen sich serbische Mädchen als Mägde. Die weiblichen Dienstboten sind durchgehends Ausländerinnen. Der Stolz der Serbin artet aber oft in Trotz und Aufsehnung gegen den Gatten aus. Ehescheidungen sind daher nicht selten.

Lebhafte Phantasie gepaart mit mangelhaftem Unterricht erzeugt namentlich bei den Frauen des serbischen Mittel- und Bauernstandes Aberglauben, welcher seitens der Baba (Ortsfee), von den weisen Frauen und den Zigeunerinnen nach Möglichkeit ausgebeutet wird. Zaubermittel, Liebestränke, Wahrsagerei u. dgl.

Hokuspokus spielen im Leben der Serbinnen, Rumäninnen, Türkinnen und Bulgarrinnen eine große Rolle.

Die Stellung der serbischen Frau im Hause ist verschieden, je nach der sozialen Stellung des Familienoberhauptes und je nach dem Stamme, welchem die Familie angehört. In der oberen und in der Mittelklasse entspricht ihre Stellung jener der Magharin, beziehungsweise jener der Frauen im übrigen Europa. Bei den serbischen Bauern und bei den Montenegrinern ist die Frau mehr oder weniger die Trägerin der Bürden des Hauses, denn in manchen Gegenden Serbiens (z. B. im Moravathale) wird das Mädchen, welches die Eltern eines oft erst halbwüchsigem Burschen zu dessen Frau ausersehen haben, gekauft, oder seltener auch im gegenseitigen Einvernehmen vom Verehrer gestohlen. Ein solcher Mädchenraub heißt „otmitza“.

Obwohl ebenfalls slavischer Abstammung, unterscheiden sich die Bulgarrinnen im Typus wesentlich von den Serbinnen. Die ersteren haben mehr intelligente als schöne Gesichter. An Schönheit des weiblichen Geschlechtes sind alle übrigen Balkanvölker reichlicher ausgestattet als die Bulgaren. Als die schönsten Frauen Bulgariens gelten jene von Schumla (bulg. Schumen), Karlovo und Braga. Aber auch diese Schönheiten, wie überhaupt selten die Frauen der Balkanvölker und im ferneren Orient, haben den reinen, durchsichtigen, von natürlichem, frischem Noth angehauchten lieblichen Teint, wie Mädchen und Frauen germanischen Blutes.

Wie bei den Serbinnen, so auch bei den Bulgarrinnen findet man häufig eine außerordentliche Haarfülle, welche sich nicht allein durch schwere Zöpfe und dichte Augenbrauen, sondern oft auch durch einen dunklen Anflug an der Oberlippe und unterhalb der Ohrschläpchen bemerkbar macht.

In ihren gesellschaftlichen wie auch in ihren ethischen Anschauungen stimmen Serbin und Bulgarrin überein, nur daß die letztere seltener Scheltworte gebraucht und weniger zäh an dem Althergebrachten hängt als die Serbin, denn nach der Befreiung Bulgariens verbreiteten sich rasch unter dem Einfluß der herbeigeströmten Ausländer und der vielen Festlichkeiten elegante abendländische Frauenkleider, so daß es heute fast keine Stadtfran giebt, die noch Nationalkleidung trägt, ausgenommen einige alte Mütterchen, die aus Sparsinn der alten schmucklosen dunkeln Tracht mit städtischem Schnitte treublieben. Ältere Franen aus der Gegend von Schumla und Hasikovo, sowie die Franen der Gagauzen bei Varna tragen noch türkische Tracht, jedoch ohne Schleier und Ueberwurf.

Mannigfalter, farbenreicher und daher malerischer als jene der Stadtfrauen, sind die Trachten der ländlichen Schönen. Gewöhnlich besteht deren Kleidung aus einem kurzen Rock, welcher in der Farbe verschieden ist, je nach der Gegend. Der Wechsel der Farbe ist groß; zu den schwarzen Kleidern der Sredna Gora (Central-Balkan), des Jantra-Gebietes, des Kreises Nikopol, der Pavlikanerinnen¹ in Philippopel und der Bäuerinnen bei Trn, zu den schneeweißen bei Som Palanka, den dunkelblauen der Rhodope, der Gegenden um den Vitosch, im Gebiete der Rusica und bei Ciporovzi, den grünen bei Klüstendil, den gelben bei Zaribrod gehören auch überall andersfarbige Zuthaten. Zu diesen farbigen Röcken gehört noch mitunter eine ärmellose Jacke und eine reich ornamentirte Schürze (prestilka, fusta oder skutac). Das Hemd reicht unten meist über den Rocksaum hinunter. Der an zwei Spannen breite Gürtel ist entweder schwer von Leder oder leicht von blauer oder rother Wolle, manchmal auch mit Silber-

¹ Die Pavlikaner sind bulgarische Katholiken.

stickereien bedeckt; als Spangen (pakti) dienen zwei große metallene, oft silberne Schilder. Die bulgarischen Frauen schützen den Kopf mit einfärbigen Tüchern (krpa), die unter dem Zopf zusammen geheftet werden, die Mädchen dagegen gehen meist barhäuptig. In der Rhodope und im Strandza-Gebirge tragen die Weiber wie in der Herzegowina einen rothen Fez und ein weißes Tuch darüber. An das Haar heftet man in manchen Gegenden, wie z. B. in der Umgebung von Sofia, einen falschen Zopf (kočak) aus Ziegenhaar oder Wolle, der mit Silbermünzen besetzt ist.

Münzen um den Hals herum, auf dem Ledergürtel, mitunter auch auf der Stirn an einer Art Diadem, nebst Blumenschmuck vervollständigen den Putz einer jungen ländlichen Bulgarin, welche jetzt gewöhnlich anstatt Spannen Stöckelschuhe trägt und sich nicht selten den Luxus eines Sonnenschirms gönnt. Reichere Frauen tragen anstatt des gewöhnlichen auf Fäden gereihten Halsschmuckes (nanizi) von Korallen, Glaskügelchen und Silberstücken, zahlreiche Goldmünzen (altani, auf türkisch Gold). Originell sind die Armbänder (grivna) von Messing, welche die Bäuerinnen aus der Umgegend Sofias tragen. Die Form und Mächtigkeit dieses Schmuckstückes erinnert an prähistorische Funde. Ohrringe und Fingerringe aus Messing, seltener aus Silber, werden allenthalben getragen. Im Gegensatz zu den Gagauzinnen weben und färben die Bulgarinnen, Serbinnen, Macedonierinnen und Rumäninnen den festen farbenreichen Stoff zu ihrer reichgestickten Kleidung selbst.

Die Stellung der Frau im Hause ist im ganzen besser als bei allen übrigen orientalischen Völkern. Die Bulgarin ist die Gehilfin des Mannes; die Sorge um das Haus, die Kinder, die Hausthiere, das Essen und die Kleidung ist ihre Sache. Das größte Lob ist eine gute Hausfrau (Domakinka) genannt zu werden. Nach einem solchen Lob aber scheinen nicht mehr alle Stadtfrauen zu geizen. Auffällig ist die Selbstständigkeit und die Sicherheit des Benehmens der Frauen mancher Gegenden Bulgariens und Macedoniens. Indem die Männer als Wandergärtner, Maurer, Zimmerleute, Hirten u. s. w. behufs Gelderwerbes oft auf Jahre in die Fremde ziehen, bleiben deren Frauen als die Herren des Hauses zurück. Dem Fremden gegenüber benehmen sich die Bauernfrauen natürlich und ohne Scheu. Dieselben sind ernste arbeitsame Gestalten, denen die Sorge um ihr Hauswesen nicht gestattet, auf die Stimme der Aufschub erheischenden Trägheit zu horchen. Nur in überwiegend türkischen Gegenden oder Städten ist die Frau unter dem Einfluß mohammedanischer Sitte verlegen, stumm oder ganz unsichtbar. Dies gilt namentlich von den Gagauzinnen auf dem Lande, welche ebenso wie die Türkinnen abseits von den Männern bleiben und im Hause für den Fremden unsichtbar sind.

Unter den jungen Gagauzinnen — welche, wie das ganze Völkchen von den Oghuzen oder Petschenegen abstammen dürften — findet man mitunter recht hübsche Erscheinungen; das frische rothwangige Gesichtchen mit Augen, welche die Blut verhaltener Leidenschaftlichkeit deutlich erkennen lassen, dabei die Behendigkeit der kleinen Persönchen, welche das Mittelmaß kaum erreichen, lassen diese Schwestern in Christo recht anziehend erscheinen. Der Localsage nach sollen jedoch dieselben ein weiches Herz besitzen. Der Gebrauch der Schminke ist unter den Gagauzinnen stark verbreitet, welche Unsitte von verderblichem Einfluß auf die Haut ist, indem dieselbe frühzeitig runzlig wird. Alte Gagauzinnen sind gewöhnlich dick und häßlich.

Die Gagauzenmädchen der ärmeren Familien in Varna verdingen sich als Mägde für billigen Lohn, andere betreiben Hausindustrie, namentlich in der

Erzeugung von Wollsocken, wieder andere beschäftigen sich mit der Zubereitung von Conserven, welche fabrikmäßig aus den Früchten des Meeres hergestellt werden. Trotz ihrer mannigfachen Beschäftigungen gelten jedoch die Gagauzinnen als minder fleißig als ihre bulgarischen Mitschwesteren. Ebenso werden sie für weniger reinlich gehalten als diese, obschon sie im Hause selbst der Reinlichkeit nicht abhold sein sollen, und würde sonst ihre Anspruchslosigkeit auf Luxus und das Verzichten auch auf eine ganz gewöhnliche Bequemlichkeit vollstes Lob verdienen, wenn sie nicht die üble Gewohnheit hätten, wie auch die Griechinnen der Ortschaften am Schwarzen Meere, sobald sie sich unbemerkt glauben, den Unrath einige Häuser weiter, womöglich vor die Thüre einer besonders guten Freundin auf die Straße zu werfen. Natürlich giebt dies Ursache zu beredten Auseinandersetzungen.

Bei allen christlichen Völkern der Balkanhalbinsel gab es Frauen und Mädchen, welche das Waffenhandwerk dem Hausfrauenberuf vorzogen. Als solche sind zu nennen eine gewisse Bojana, ferner eine Todorfa und Jelenka, welche mit ihren Brüdern das beschwerliche Haidukenleben führten und in den süd-slavischen Volksliedern verherrlicht werden. Am meisten aber von allen weiblichen Haiduken wird die Boiwodka Sirma aus dem Dorfe Tresanoe an der Radika im Mijakenlande (Macedonien) gefeiert, welche zu Ende des 18. Jahrhunderts lange Zeit mit ihrer Schaar in den Bergen der Landschaft Dibra hauste, ohne daß ihr Geschlecht entdeckt wurde.

Durch den gewaltigen Donaustrom getrennt, wohnt gegenüber den Serben und Bulgaren das Volk der Rumänen. Unserer Aufgabe gemäß sollen hier die Rumäninnen einer besonderen Besprechung unterzogen werden.

Bei der Beurtheilung des moralischen Standpunktes der rumänischen Frau im allgemeinen muß man jenen des deutschen oder überhaupt nordischen bürgerlichen Lebens vergessen und bedenken, daß die Moral der mittleren und unteren Volksschichten überall im Leben bei weitem weniger die Hervorbringung geistiger Thätigkeiten, als physischer Bedingungen des äußeren Lebens ist. Die klimatischen Verhältnisse und die üppige Natur des Landes bringt es mit sich, daß sich der Mensch einerseits freier von nothwendigen Bedürfnissen fühlt, andererseits aber ein größeres Bedürfnis hat, zu genießen. Der Mensch fühlt sich freier; er kommt leichter zu der Betrachtung, daß er zu etwas Besserem da sein könne, als in geisttödtender und körperlicher Anstrengung sein Leben als eine Marter zu empfinden. Er sucht und findet Muße, welche die Quelle des Müßigganges, der Spielsucht, der Born von Intriguen aller Art und der Leichtlebigkeit im allgemeinen ist. Diese letztere Eigenschaft haben die Rumäninnen der sogenannten besseren Gesellschaftsclasse mit den Französinen gemein, welche sie überhaupt in „Chic“, Haltung, Toilette, Gefallsucht und auch in anderen Unsitten nachzuahmen bestrebt sind. Selbstverständlich giebt es rühmliche Ausnahmen und das nicht selten.

Die Mode, deren Sclavin die halbwegs gutsituirte Rumänin ist, übt ihren Einfluß nicht bloß auf Hüte und Röcke, sondern auch auf das, was darunter ist, und man kann sagen, daß viele Rumäninnen mehr nach der Mode als nach der Vernunft leben. Der Kleiderluxus, die Putzsucht und die Prachtliebe haben manche Uebel im Gefolge, welche für das häusliche Leben oft verhängnißvoll sind. Wie unter dem Himmel Rumäniens der fruchtbare Boden reichlich an mannigfaltigen Früchten ist und an vielartigen Disteln, so ranken sich eben auch Fehler und Laster mit üppigem Wuchs aus dem Nationalcharakter des Volkes, dessen Anlagen und Fähigkeiten sehr groß sind. Sinnlichkeit, Born, Rache glühen

mit des feurigen Temperaments ungefühltter Hitze. Bei alledem muß man der Rumänin nachsagen, daß sie einen ausgeprägten Wohlthätigkeitsinn hat und auch gerne Wohlthaten ausübt.



Serbische Städterin.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Eine für den Nordländer sonderbare, aus der Türkenzeit überkommene, theilweise jedoch ausgerottete Gewohnheit haben die Rumäninnen, nämlich die, daß sie leidenschaftlich Cigaretten rauchen. Daher heißt es im Anfange eines

Liedes aus der Zeit des Krimkrieges, während die „Wallachei“ von den Österreichern besetzt war:



Griechinnen aus Philippopel.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

„Wo vom edlen Tabak wird so viel verbraucht,
Wo jeder Mädchenkopf schon Cigaretten raucht
Und statt feurig, sich nur dampfend küssen läßt,
Dort ist das theu're, theu're Butaref.“

Die Schönheit der rumänischen Frauen hat etwas Eigenthümliches. Man kann sagen, daß dieselbe eigentlich nicht so ganz correct nach den Grundsätzen der Aesthetik ist, obwohl die Kopf- und Gesichtsbildung regelmäßig und von edler Linien Schönheit ist. Die natürliche Anmuth der Rumänin wird häufig durch robuste Derbheit oder übergroße Leppigkeit beeinträchtigt. Die üppige Weichheit, gepaart mit markiger Ausprägung vieler Frauenköpfe, erinnert an die classische Schönheit altrömischer weiblicher Figuren, welche uns in Statuen erhalten blieben.

Die Leidenschaftlichkeit ihrer Eigenthümerin bekunden die schwarzen oder braunen Augen mit langen, seidenweichen Wimpern und dichten, dunklen Augenbrauen. Die Gesichtsfarbe ist gewöhnlich frisch und gesund und wird in den niederen Classen die Schönheit derselben oft durch starkes Schminken zu erhöhen versucht. Auch wird gerne Blumenschmuck, wenn kein anderer Schmuck vorhanden, zur Hebung der Reize verwendet.

Während die Stadtdamen möglichst mit der Pariser Mode Schritt zu halten suchen, geht die Bäuerin im Sommer, auf dem Kopfe in bewunderungswürdig geschickter Weise einen gewichtigen Korb oder ein Gefäß mit Markterzeugnissen tragend, den Spinnrocken im Gürtel und fleißig die Spindel drehend, barfuß, nur mit einem Hemde bekleidet einher, über welches von der Taille an vorne und rückwärts eine möglichst grellfarbige bunte, gemusterte Schürze oder auch nur lange Fransensträhne getragen werden. Im Winter schützen Spanken (Spintshi), seltener Röhrenstiefeln die Füße, ein Schafpelz den Leib, und ein dünnes weißes Kopfstuch den Kopf und einen Theil des Gesichtes gegen Kälte. Nur Frauen geziemt das Kopfstuch, während den Mädchen nur ihr rabenschwarzer oder brauner natürlicher Haarschmuck als Schutz sowohl gegen die sengenden Sonnenstrahlen, als auch gegen die eisige Kälte zu statten kommt.

Zu der vollendeten Grazie in den Bewegungen der Bojarenfrauen, die durch eine zwanglose Koketterie mit einem bedeutungsvollen Fächer- oder Mienenpiel gehoben wird, kommt noch ein sinnvoller Verstand des Lebens, auf welches sich ein lachender Frühling voll Gesang und Blüthen ausgegossen hat. „Plaisir“ und „Amusement“ sind der Zweck des Lebens, im Sommer auf Reisen, den Winter über in Gesellschaften, Bällen und Concerten; die Toilettenfrage steht obenan und nimmt den größten Theil der Zeit in Anspruch. Zur Ausübung weiblicher Wohlthätigkeit bleibt daher den großen Damen wohl wenig Zeit, doch freigebig und hilfreich unterstützen sie alle milden Institutionen. Bei Frauen des Mittelstandes gilt als höchster Schluß der Bildung „französisch conversiren“ zu können. Von einer Tiefe des Gemüthes, wie es in der deutschen Gretchenatur liegt, ist keine Rede.

An verschiedenen Punkten, zerstreut über Rumänien und über den nördlichen, sowie östlichen Theil der Balkanhalbinsel, dichter im Süden und Südwesten derselben wohnen die Griechen. Wenn wir von den Frauen derselben sprechen, müssen wir der Analogie wegen fast bis in das Zeitalter Helena's, jenes Weibes zurückgreifen, welches noch im Alter von 40 Jahren von solcher Schönheit war, daß sich Trojaner und Hellenen entschlossen, ihretwegen einen langwierigen Krieg zu führen. Aber ebensowenig wie diese, stehen die schöne Philosophin Hypatia noch die berühmte Hetäre Aspasia in irgend welchen Abstammungs- oder verwandtschaftlichen Beziehungen zu den heutigen Griechinnen. Wohl rühmen sich die Bewohner einzelner Ortschaften Griechenlands, z. B. die von Megara, directe Nachkommen der alten Griechen zu sein. Ob mit Recht?

„Chi lo sa?!“ Die modernen Hellenen sind wohl ein Mischvolk von überwiegend albanesischem Blute, welches von den alten Griechen außer einer guten Dosis Intelligenz und kaufmännischer Gewandtheit nur den Namen und die Sprache, sowie das sociale Mißverhältnis des Weibes zum Manne überkommen hat.

Aus der Geschichte ist es bekannt, daß bis zur Zeit der berühmten Aspasia, der Gattin des Perikles, die Erziehung und Lebensart der Athenerin eine einfache und zurückgezogene war. Auf die Erziehung der Mädchen wurde gar keine Sorgfalt verwendet. So ganz ununterrichtet wurden dieselben verheiratet, ohne vorher den gekannt zu haben, dem die Eltern sie vermählten. Von der Frau verlangte der Athener nichts weiter, als daß sie ihm treu diene und die Oberaufsicht im Hause führe. Freundin und Rathgeberin konnte eine so ungebildete athenische Frau ihrem gebildeteren Manne kaum sein. Das Ausgehen der Frauen in Athen war nicht gewöhnlich; eine Frau auf der Straße war ein ungewohnter Anblick. Ganz ebenso wie damals, vor dem Perikleischen Zeitalter Athens, welches bekanntlich auch das „goldene“ genannt wird, erfreuen sich gegenwärtig die Frauen und Töchter der Palikaren, der Anhänger des Altbergebrachten, welche als die Vertreter des Orients gelten im Gegensatz zu den Reformgriechen, keiner beneidenswerthen Stellung. Sie werden kaum höher gehalten als bei uns die Mägde. Bei harter Arbeit aufwachsend, werden sie frühzeitig aller weiblichen Reize bar, ungeachtet sich die Frauen des Bauernstandes bei den Feldarbeiten zum Schutze gegen die Blutstrahlen der Sonne das Gesicht mit einer Masse (anscheinend aus Wasser und Asche) überziehen, so daß sie wie maskirt aussehen. Jedes Eingreifen — ebenso wie bei den Athenern — in die Angelegenheiten der Männer ist den Frauen verwehrt. Der jüngste Knabe gilt mehr als sie und obliegen ihnen nur die Wartung und Pflege der Kinder, die Instandhaltung und häufig auch die Anfertigung der Kleider, die Zubereitung der einfachen Mahlzeiten, sowie die übrigen häuslichen Arbeiten. Die weiblichen Mitglieder der Palikarenfamilie dürfen nicht einmal ohne männliche Begleitung auf die Straße gehen. Geschieht dies dennoch aus besonderen Veranlassungen, so werden sie genau beobachtet und jede Kleinigkeit ihnen übel ausgelegt.

Während sich das Weib im Westen eine derjenigen des Mannes ebenbürtige Stellung errang, steht die Frau in Griechenland dem Manne in allem nach. Sie erhält nur demüthig die Gnadenbrocken ihres Herrn und Gebieters als ein freiwillig ihr gespendetes Opfer. Anstatt eine gleichberechtigte Lebensgefährtin des Mannes zu sein, blieb das Weib sozusagen eine Sklavin, wodurch die Entwicklung des Edelsinnes und des Verstandes zurückgehalten wurde.

Die Vertreter der jüngeren Generation der Griechen, welche sich auch äußerlich in ihrer Tracht Europa angeschlossen, behandeln ihre Frauen weniger nebensächlich. Diese letzteren genießen daher auch etwas mehr Freiheit und, was die Hauptsache ist, eine europäische Bildung. Das Familienleben der mittleren und unteren Classen, obwohl noch ziemlich abgeschlossen für den geselligen Verkehr, ist ungezwungener. Ja in den überwiegend oder ganz von Griechen bewohnten Ortschaften und Städten der Türkei und Bulgariens bildet für die Mädchen und Frauen der mittleren und unteren Classe ein Hauptvergnügen, sich des Abends oder an kühlen Nachmittagen vor die Hausthüre zu setzen, Cigaretten zu rauchen, schwarzen Kaffee zu trinken, dabei von Haus zu Haus und über die Gasse hinüber zu plaudern.

Sowohl bei den Palikaren als auch bei den Reformgriechen ist, wie bei den alten Athenern, die Art und Weise der Eheschließung charakteristisch. Nicht daß die Ehe aus gegenseitiger Liebe eingegangen wird, sondern sie ist vielmehr

ein Geschäft, welches die beiderseitigen Eltern zum Vortheile ihrer zu verheiratenden Kinder abschließen. Ungeachtet dessen sind die griechischen Frauen und Mädchen aller Classen des Peloponnes von musterhafter Sittenreinheit, was jedoch von jenen der griechischen Städte außerhalb Griechenlands nicht im vollsten Umfange behauptet werden kann. Ueberhaupt sind die Sitten der Griechen in der Türkei, in Bulgarien und Rumänien, sowie jene der Inselgriechen und Klein-Asiens, in deren Adern mehr altgriechisches Blut fließen dürfte, als in jenen der Bewohner des Königreiches Griechenland, freier und ungezwungener in Folge fortgesetzter Berührung mit den anderen Völkern, unter denen sie leben.

Nur in der oberen Gesellschaftsschichte haben die griechischen Damen im Gegensatz zu den Gebräuchen des Volkes einen intimeren Verkehr an ihrem „jour fixe“ auf Soirées und auf Bällen. Bei diesen Gelegenheiten spielt die Hausfrau die erste Rolle.

Befremdend für den Nordländer ist es, wenn er aus der Stadt heimkehrenden Landleuten begegnet und die Männer auf Maulthieren reiten, die Frauen aber bepakt sich daneben oder dahinter, oft noch einen Säugling tragend, dahinschleppen sieht.

Die Griechin hängt mit fanatischer Liebe an Vaterland und Glauben. Dieser Glaube aber, je südlicher, desto mehr geht er mit dem, durch die sich reicher und glühender entwickelnde Phantasie geförderten Aberglauben Arm in Arm. In üppiger Fülle gedeiht letzterer neben der Religion. Wie überall sind es natürlich auch in Griechenland die Frauen, die am meisten im Banne desselben stehen.

Die Ansichten über Frauenschönheit sind bekanntlich verschieden. Darum wird die im Orient anerkannte, auch anderwärts oft gepriesene besondere Schönheit der Griechin, welche aber unleugbar einen Rassenhypus hat, keine durchaus unbestrittene sein. Die Griechin der oberen und Mittelklasse hat zumeist einen wenig die Mittelgröße überragende, wohlproportionirte, häufig auch üppige Gestalt, sie erfrent sich zumeist eines zarten, weißen Teints; aus ihrem ovalen Gesichte mit großen länglich geschnittenen dunkeln Augen, welche fortwährend Blitze sprühen, tritt die oft etwas stark entwickelte, jedoch fein geschnittene Nase charakteristisch hervor. Aus dem normal entwickelten Mund blitzen zwei Reihen blendendweißer Zähne. Man denke sich noch blauschwarzes Haupthaar, schmale Hände und kleine Füße hinzu und das Bild einer normalen griechischen Schönheit ist fertig.

Als typische Eigenschaft der Griechin gilt eine besondere Zungenfertigkeit, was bei der Freundlichkeit derselben im Umgange auf die Männer einen verschiedenen Eindruck macht, umso mehr, als das rasche Sprechen noch durch lebhafteste Gesticulationen nachdrücklichst unterstützt wird.

Die Griechinnen der Mittelklasse werden gerne als Ammen in die Häuser der türkischen Großen aufgenommen.

In ihrer malerischen Nationaltracht nimmt sich die Griechin reizend aus. Ueber dem weißen reichgestickten feinen Tinnenhemd (Spokamiso) mit langen Ärmeln trägt dieselbe einen bis an die Fußknöcheln reichenden Rock aus feinem weißen Tuch. Die bis an den Rocksaum hinunterreichende, an den Rändern gleichfalls reichgestickte Schürze (Mesofori) ist gewöhnlich aus weißer Seide. Ueber den Hüften wird als Gürtel (Sonari) ein rothes schief geschnittenes Seidentuch zweimal um die Taille geschlungen, welches vorne durch ein aus zwei handgroßen runden silbernen Platten bestehendes Gürtelschloß geschlossen wird. Ein kurzärmeliges seidenes, an der Brust offenes Jäckchen (Zepkeni) mit bunt-

färbig ausgenähten Zieraten ist das Glanzstück der hübschen Tracht, die übrigens sehr verschieden ist. Das Haupt wird mit dem Kopftuch (Skep), welches bald einfarbig weiß, bald mit farbigen gestickten Ornamenten versehen ist, bedeckt. Die Füßchen stecken in den absatzlosen leichten Saffianschuhen (Zeruchi). Um den geschmeidigen weißen Hals wird bisweilen eine Perlenkette gelegt und die Stirn mit einer Reihe Goldmünzen (Altani) geschmückt.

Noch mehr als die Griechin nimmt bekanntlich die Türkin eine Ausnahmestelle unter den Frauen im europäischen Orient ein. Diese Stellung deckt sich aber bei weitem in der Wirklichkeit nicht mit jener der landläufigen Vorstellungen der Europäer, welche ja — mit Ausnahme weniger beobachtungsfähiger Frauen derselben — keine Gelegenheit haben, das Leben der türkischen Frauen, außer auf der Straße, kennen zu lernen. Die nachfolgenden Darlegungen beruhen daher auch zum Theile auf freundlichen Mittheilungen von Seite geschätzter Damen, welche jahrelang in den Harems türkischer Familien verkehrten.

Der Harem, arabisch „Harim“, d. h. das Verbotene, Unverlegliche, oder poetisch „das süße Geheimnis des Hauses“ sind die Räume, in denen der Mohammedaner seine Familie vor den Blicken der Außenwelt abschließt.

Die vierte Sure des Korans, über die Weiber, sagt: „O ihr Menschen, fürchtet Gott, der euch von einem Manne¹ geschaffen und aus diesem dessen Frau² und aus beiden viele Männer und Frauen entstehen ließ. Verehret Gott, zu dem ihr für einander betet, und ehrfürchtet die Mutter, welche euch geboren; denn Gott wächet über euch. Gebet den Waisen ihr Vermögen und tauschet nicht Schlechtes für Gutes, und verzehret ihr Vermögen nicht zum Vortheil des ewigen; denn das ist große Sünde. Fürchtet ihr gegen Waisen nicht gerecht sein zu können, so nehmet nach Gutbefinden nur eine, zwei, drei höchstens vier Frauen. Fürchtet ihr aber auch so noch, nicht gerecht sein zu können, so nehmet nur eine, oder lebet mit Sklavinnen, die ihr erworben.“³ Aber trotzdem daß nach dieser Sure des Korans dem Mohammedaner gestattet ist, vier Frauen und eine unbeschränkte Anzahl Sklavinnen zu halten, darf sich dennoch unsere Phantasie nicht vorstellen, daß jeder Harem eine Collection schöner Frauen hat. In der Wirklichkeit ist derselbe nichts weiter, als was in Europa jedes Boudoir, jeder beliebige Aufenthaltort der Frau — nicht der Frauen — im Hause ist; denn an Stelle der erlaubten Vielweiberei ist die Monogamie getreten, weil die erstere, da jede Frau ihre eigene Haushaltung haben muß, zu kostspielig ist. Demnach unterscheidet sich der türkische Harem oder vielmehr das türkische Familienleben durch nichts anderes von dem Familienleben der christlichen Völker, als durch die heute nicht mehr so strenge Absonderung der Frauengemächer.

Nummehr können wir uns mit der Türkin, d. h. mit der europäischen Türkin selbst beschäftigen.

Die Chatun oder Hanum, d. i. die Frau im Harem des reichen oder hochgestellten Türken, ist gewöhnlich eine blonde Tscherkessin. Dieselbe hat ihren Stab von anderen Stammesgenossinnen um sich, welche als Sklavinnen mithelfen, das Hauswesen in Ordnung zu halten, und auch sonst zur persönlichen Verfügung der Hausfrau stehen.

¹ Adam.

² Eva.

³ Diese im Original sehr schwierige Stelle ist gegen die allgemeine Zerrüttung des Hauswesens gerichtet, entstanden dadurch, daß vor und zur Zeit Mohammed's mancher Araber 8 bis 10 Frauen hatte.

Diese, seltener der Hausherr, kauft die Sklavinnen, deren größter Wunsch im Elternhause ist, in einen vornehmen Harem zu kommen, denn das Los der Escherkessenmädchen in der Hütte ihrer Familie ist ein recht trauriges. Die Sklavinnen, welche als zur Familie gehörig betrachtet werden, genießen eine Erziehung wie die Töchter des Hauses, haben ihr monatliches Taschengeld und erhalten in der Regel an jedem Beiratsfest neue Kleider. Wenn die Sklavin nicht früher von ihrer Gebieterin an einen Mann verkauft, d. h. verheiratet wird, so erlangt sie nach dem Gewohnheitsrechte nach siebenjähriger Dienstzeit ihre Freiheit. Davon aber machen die Sklavinnen in der Regel keinen Gebrauch, weil die mit der Freiheit erlangten Rechte zugleich Existenzsorgen im Gefolge haben würden, und es ihnen viel angenehmer ist, wenn diese anderen für sie überlassen bleiben.

Die türkischen Hausfrauen wachen sehr eifersüchtig darüber, daß die Stellung ihrer Sklavinnen zum Herrn des Hauses keine intimere wird, als diejenige ist, welche fremde weibliche Bedienstete, wie z. B. europäische Erzieherinnen u. dgl. einnehmen. Im anderen Falle werden auch da Weiber zu Hyänen, und die arme Sklavin, welche sich der Gunst des Herrn erfreut, hat bittere Tage zu erwarten.

Je mehr ausgebildet und je schöner eine Sklavin ist, desto höher steht sie im Werthe. Schon aus diesem Grunde werden die Sklavinnen nicht nur gut behandelt, sondern auch möglichst gut erzogen. Man trifft daher häufig ehemalige Sklavinnen als türkische Damen mit europäischer Bildung, die nicht nur gut tanzen und musciren, sondern auch geläufig mehrere europäische Sprachen sprechen können und in der Weltliteratur Bescheid wissen, ja sogar solche, die als Schriftstellerinnen mit Erfolg thätig sind. So z. B. steckt hinter dem Pseudonym Nuredin Aga eine türkische Dame, welche das vorzügliche Werk „Türkische Interneta“¹ schrieb. Aber auch auf dem Gebiete der Journalistik haben türkische Frauen Erfolge errungen. Die türkische Frauenzeitung „Chanimlara nachsus Gazeta“ wird sehr geschickt von Türkinnen redigirt und herausgegeben.

Durch ihre Culturbestrebungen gewannen und gewinnen die türkischen Frauen langsam, aber stetig immer mehr Terrain auf geistigem Gebiete, während sie auch allmählich die einengenden Schranken der alten Kleiderordnung durchbrechen. Deshalb kann man den Türkinnen eine ziemliche Selbständigkeit und Freiheit nicht abprechen. Diese Freiheit zeigt sich in der Residenz des Sultans allenthalben; die Damen gehen allein oder mit ihren Freundinnen aus, wann, wohin und so lange es ihnen gefällt. Ueber den Umschwung in der Lebensart der Türkinnen veröffentlichte im April 1897 Professor Bamberg in der Zeitschrift „Cosmopolis“ einen Aufsatz: „Die Culturbestrebungen der türkischen Frauen“.² Aus demselben dürfte folgende Stelle hier am Platze sein: „Was mich vor allem frappirte, war die freiere Bewegung, das selbständige Auftreten und der stark modernisirte Anzug, in welchem die Türkin heute in der Oeffentlichkeit erscheint. Daß der Feredsche (Frauenmantel) heute ein viel gefälligeres Aussehen hat, daß der Schleier nicht mehr das ganze Gesicht bedeckt, daß an Stelle der gelben Stiefel und Pantoffeln schicke europäische Damenschuhe getreten und daß schließlich die Türkin nicht so wie zu meiner Zeit dem europäischen Passanten ausweicht und ihm nunmehr keinen gehässigen

¹ Dieses Werk ist im Verlag von Heinrich Minden in Dresden und Leipzig erschienen.

² Nach Jahrzehnte langer Abwesenheit von Constantinopel, gelegentlich eines Wiederbesuches geschrieben.

Blick zuwirft, das will ich besonders hervorheben, denn „tempora mutantur et nos mutamur in illis“ u. s. w.

Wer das türkische Frauenleben beobachten und studiren will, der besuche Freitags im Frühjahr „die Süßen Wässer Europas“ am Ende des Goldenen Horns oder noch besser, den Corso von Fenerbaghtsche (gewöhnlich Feneraikhi genannt) an Freitagen und Sonntagen. Dort kann ein aufmerksamer Beobachter bemerken, wie kokette türkische Frauen bald durch anscheinend zufälliges Oeffnen des Mantels (Feredsche) ihre anmuthige Gestalt, oder durch berechnete Bewegungen des Kopfes ihr liebliches Gesichtchen den bewundernden Blicken der Herrenwelt preisgeben; dabei kommt allgemach auch ein niedliches Füßchen und schließlich ein reizendes, mit Brillanten geschmücktes schmales Händchen, natürlich nur zufällig, zum Vorschein. Ueberhaupt lassen die Türkinnen ihre nett beschuhten kleinen Füße gerne beim Gehen sehen, obwohl ihr Gang sehr dem einer watschelnden Ente gleicht, weil sie nach türkischer Art mit gekreuzten Beinen auf den Hacken sitzend gewöhnt sind, die Fußspitzen nach einwärts, d. h. gegeneinander zu halten. Ueber die Koketterie mit den Füßen beim Gehen eiferte schon Mohammed in der 24. Sure des Korans: „Auch sollen sie (die Weiber) ihre Füße nicht so werfen, daß man gewahr werde die Erde, welche sie verbergen“ u. s. w.

Die jungen eleganten Weis und die vornehmen Effendis, meist hoch zu Ross, welche sich nicht minder als die schönen, in luxuriösen Prachtcarossen langsam dahinfahrenden Damen in ausgesucht feiner Toilette, auf die Schleier-, Fächer-, Farben- und Blumensprache verstehen und die heimlichen Zeichen, welche mit bunten Bändern gegeben werden, wohl kennen, suchen hier Liebeleien anzuknüpfen, halten Brautschau und verfolgen ihre Heiratspläne.

Gelegentlich ihrer Landpartien zeigen sich die Türkinnen, wie der Schreiber dieser Zeilen erst kürzlich auf dem Wege zwischen Skutari und Bulgurlu (bei Constantinopel) Gelegenheit hatte wahrzunehmen, vielfach ganz ohne den lästigen Schleier (Faschmak) oder nur theilweise verschleiert. Zumeist ist der weiße Schleier so dünn, daß er mehr sehen läßt, als er verbirgt. Allerdings giebt es wieder Frauen, welche dicke schwarze Schleier tragen, die undurchsichtig sind. Die Schönsten dürften diese wohl nicht sein. Auch im Inneren Anatoliens sind die Türkinnen dicht verschleiert. So gebietet es der Anstand und die Sitte.

Im allgemeinen unterscheidet sich das Alltagsleben der Türkinnen kaum von jenem der südeuropäischen Damen. Wie diese, füllen auch die Türkinnen ihre Zeit größtentheils mit gegenseitigen Besuchen aus, welche stundenlang dauern und sogar über die Nacht ausgedehnt werden. Gewöhnlich machen sie zu zweien oder dreien ihre Besuche. Nur hohe Damen statten ihre Visiten einzeln in Begleitung zweier Sklavinnen ab. Ein weiterer Zeitvertreib der Türkinnen besteht darin, daß sie im Verein mit ihren Sklavinnen weibliche Handarbeiten verfertigen, denn die anderen häuslichen Arbeiten werden in den meisten türkischen Häusern von christlichen weiblichen Diensthoten besorgt. Eine angenehme Abwechslung in das Haremleben bringt der gerne gesehene Besuch einer europäischen Frau.

Als Mutter hat die Türkin die Schwäche, ihre Kinder zu verhätscheln, besonders die Knaben erfreuen sich der übertriebenen Mutterliebe. Während die Mädchen, welche vom zehnten Jahre den Schleier tragen, bis zu ihrer Verheirathung im Harem der Eltern bleiben, treten die Knaben nach vollzogener Circumcision (szunnet), welche zwischen dem achten und dreizehnten Jahre stattfindet, aus demselben.

Der Charakter der Türkin im allgemeinen ist naiv. Sie giebt sich natürlich, ohne Falsch und Ziererei, ohne Lüge und Heuchelei. Sie ist gerne gefällig und wohlthätig gegen arme Frauen und hat eine tiefe Sittlichkeit. Ihre angeborene Schamhaftigkeit läßt sie nie das ewig Weibliche vergessen. Wie alle Orientalinnen liebt auch die Türkin Geschmeide. Wenn sie dafür oder auch für andere Dinge Ausgaben machen soll, so ist sie im Feilschen unermülich.

Die Mehrzahl der Türkinnen ist von außerordentlicher Schönheit: zarte schmiegsame prächtige Gestalten von edler Form, haben sie liebliche Züge; prach-



Rumänische Bäuerin aus der Umgebung von Pitesti.

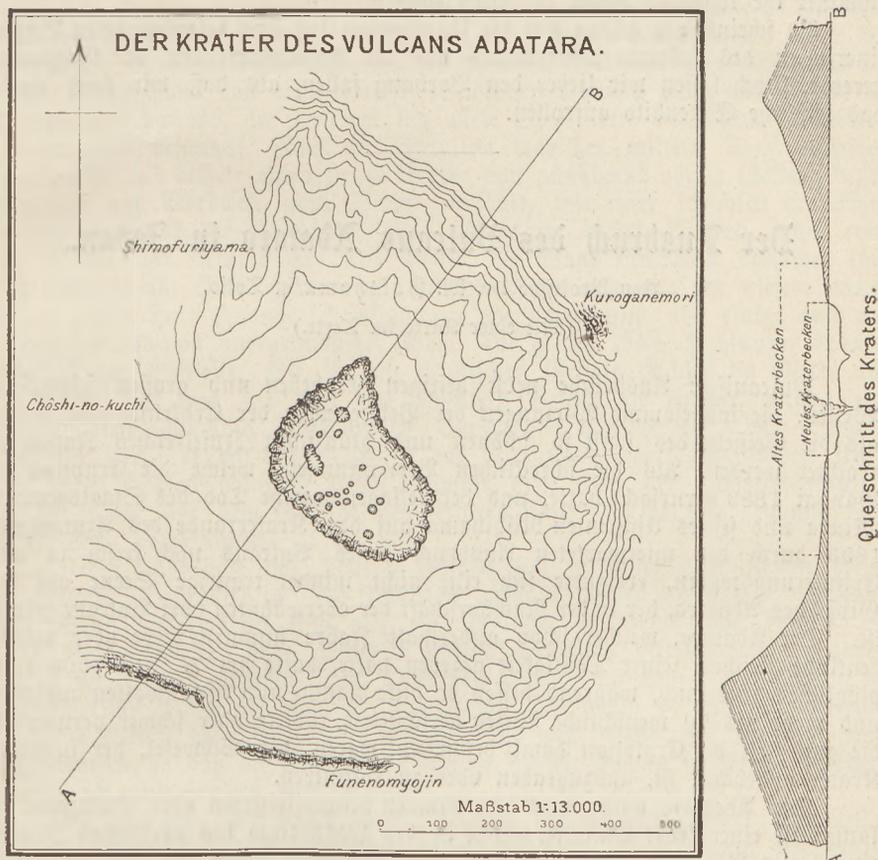
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

volles Haar, das jetzt nach europäischer Mode gekämmt wird, wunderbar schöne Augen und zierliche Händchen und Füßchen, sowie eine prächtige Büste zeichnen fast alle aus. Besonders anmuthig sind die jugendfrischen Mädchengestalten.

Mit dem Gatten verkehrt die Türkin nur in ceremonieller Freundschaft, weshalb auch die Frau den Mann niemals küßt, denn das würde gegen den Anstand verstoßen und überhaupt eine Unehreverbietigkeit sein.

Als Hausfrau hält die Türkin außerordentlich viel auf Nettigkeit und auf eine peinliche Keuschheit, welche übrigens auch durch dogmatische Satzungen vorgeschrieben ist.

Einen crassen Gegensatz zu dem sittlichen Ernst, der echten Frömmigkeit und der Reinlichkeitsliebe der Türkin bieten der Charakter und die Eigenschaften der leichtlebigen, oberflächlichen Levantinerin. Dieselben, hauptsächlich in Pera, dem Fremdenviertel Constantinopels, und in Smyrna zu Hause, mischen zwischen Europäern (besonders Italienern) und Griechinnen oder Armenierinnen



Der Krater des Vulcans Adatara. (Zu S. 307.)

entstammend, erfreuen sich nicht des besten Rufes im Orient. Hervorstechende Eigenschaften derselben sind ihre mit Bigotterie und Aberglauben gepaarte Unwissenheit und ihr Egoismus, die mit einem anwidernden Eigendünkel und mit Selbstüberschätzung Hand in Hand gehen. Dazu sind die Levantinerinnen träge, nachlässig in der Hauswirthschaft, eitel und über alle Maßen puzsüchtig. Ein bekanntes geflügeltes Wort sagt: „Wer sich zugrunde richten will, nehme eine Levantinerin zur Frau“. Den ganzen Vormittag verbringt die Levantinerin mit ihrer Toilette. Deshalb spielten dieselben am 10. Juli 1894, als Constantinopel zur Mittags-

zeit von dem fürchterlichen Erdbeben heimgesucht wurde, eine sehr tragikomische Rolle. Der durch das Erdbeben verursachte Schrecken und die Gefahr veranlaßten die Bewohner Peras urplötzlich aus den Häusern ins Freie zu flüchten. Aus den Schaaren der flüchtenden Frauen konnte man augenblicklich die Levantinerinnen herauskennen, da dieselben noch zu dieser vorgerückten Tageszeit zumeist im tiefsten Negligée, ungekämmt, mit wirrem Haar, ja manche sogar nur halb geschminkt ihr kostbares Leben zu retten suchten.

Es scheint, als hätten sich die Untugenden der übel beleumundeten Byzantinerinnen des späteren Mittelalters auf die Byzantinerinnen der Gegenwart vererbt. Doch lassen wir lieber den Vorhang fallen, als daß wir noch weiter das häßliche Sittenbild aufrollen.

Der Ausbruch des Vulcans Adatara in Japan.

Von Professor Dr. M. Yokohama in Tokio.

(Mit einer Karte im Texte.)

Vulcanische Ausbrüche nebst heftigen Erdbeben und großen seismischen Wellen, die insgesammt Wirkungen der Bewegungen der Erdkruste sind, müssen als die Geißeln des sonst so schönen und glücklichen Inselreiches Japan betrachtet werden. Als die schrecklichen Verwüstungen, welche die Eruption des Bandai 1889 verursacht hatte, und der beklagenswerthe Tod des Staatsgeologen Miura und seines Assistenten Nishiyama auf dem Kraterande des Azumayama 1893 durch den unerwarteten Ausbruch dieses Vulcans noch frisch in aller Erinnerung waren, ereignete sich eine nicht minder traurige Scene auf dem Gipfel des Adatara, der in der Nachbarschaft der oberwähnten zwei Vulcane gelegen ist. Der Adatara, welcher schon anderthalb Jahre hindurch mehr oder minder deutliche Zeichen seiner Thätigkeit gegeben hatte, hatte am 7. Juli 1900 einen plötzlichen Ausbruch, während dessen er dicke Rauch- und Aschenwolken ausfandte und mehr als 70 menschliche Wesen verschüttete, tödtete oder schwer verwundete, die zur Zeit der Explosion damit beschäftigt waren, den Schwefel, der in seinem Krater angehäuft ist, auszugraben oder zu raffiniren.

Der Adatara, auch unter dem Namen Numajiriyama oder Dakayama bekannt, ist einer jener Vulcane, welche in der Mittellinie des nördlichen Japans eine lange Bergkette bilden, die von dem nördlichen Ende bis zur Fuji-Zone von Central-Japan reicht, welche diese Kette unter rechtem Winkel kreuzt. Er liegt in der Provinz Iwashiro nahezu 19 Kilometer östlich vom Bandai und 11 Kilometer südlich vom Azumayama. Sein Gipfel erreicht eine Höhe von 1420 Meter über dem Meeresspiegel und der sanft eingebogene Umriß des Berges läßt sofort auf seine vulcanische Natur schließen.

Unmittelbar nach dem Ausbruche wurde der Vulcan von zwei Geologen, den Herren Inouye und Kanehara, besucht. Sie waren abgesandt worden, um den Berg gründlich zu studiren, der erstere von der kaiserlich japanischen geologischen Reichsanstalt, der letztere von dem Untersuchungscomité für Erdbeben. Herrn Inouye's Bericht erschien schon in der Augustnummer der in japanischer Sprache abgefaßten Zeitschrift für Geographie (Nr. 140, Band XII). Aus ihm sind die nachfolgenden Daten entlehnt worden.

Der Krater des Adatara ist von nahezu runder Form und wird von einem nach innen steil abfallenden Kraterwalde umgeben, der im Westen von einem Barranco¹ tief eingeschnitten wird. Der Einschnitt trägt den Namen Chōshi-no-tuchi (Mund des Chōshi [eine Reiskeinwanne]). Der untere Theil des Barranco heißt Numajirigawa (Numajirifluß), nach der Ortschaft Numajiri, welche kaum 1 Kilometer in der Luftlinie vom Gipfel entfernt in dem Barranco selbst liegt und die dem Krater zunächst liegende Wohnstätte ist. Der Rand des Kraters hat viele Erhebungen, welche die Namen Fune-no-Miyōjin, Kuroganemori, Tetsugajō u. s. w. tragen. Der Boden des Kraters, unter der Benennung Numa-no-taira (Moorebene) bekannt, war vor dem Ausbruche ein flaches Stück Land von unregelmäßig rundlichem Umrisse, circa 500 Meter im Durchmesser haltend, auf welchem sich viele Solfataren mit dicken Schwefelablagerungen befanden. Nach der Eruption war der mittlere Theil desselben eingesunken und bildete einen neuen Krater von annähernd ovaler Gestalt, dessen Längsaxe von Nordwest nach Südost verläuft, mit einer schmalen dreieckigen Erweiterung auf der Nordseite. Die Längsaxe dieses Kraters mißt etwa 300 Meter, die kleinere Aye 155 Meter, die Wand innerhalb desselben fällt fast senkrecht ab. Ihre Höhe wird auf 28 Meter geschätzt. In diesem neuen Krater zählte Herr Inouye 19 Höhlungen, meist kreisrund, aber einige auch von elliptischer und von unregelmäßiger Form. Die größte dieser Höhlungen befindet sich auf der Westseite. Sie ist von elliptischer Gestalt (Achsen 50 Meter und 20 Meter) und war zur Zeit von Inouye's Besuch die einzige, welche dicke Rauchwolken aussandte. Die kleineren (Durchmesser 9 Meter bis 4 Meter) waren entweder leer oder mit Wasser gefüllt, das in einzelnen thatfächlich kochte. Unter den leeren Höhlen hauchten einige Dämpfe aus. Von der Schwefelraffinerie, welche früher auf dem Grunde des Kraters stand, wurde von Inouye keine Spur mehr vorgefunden.

Ueber Ausbrüche des Adatara finden sich in historischen Zeiten wenig Nachrichten. Doch wird in alten Urkunden erwähnt, daß er 807 v. Chr. Schlamm und Sand ausgeworfen und daß ein ähnlicher Ausbruch sich bereits vor 370 Jahren ereignet habe. Seitdem scheint der Berg geschlummert zu haben, bis er vor einigen Jahren seine Thätigkeit wieder aufnahm. Im Anfang des Jahres 1899 wuchs die Zahl der Solfataren (bis dahin 7) und mit denselben auch die Menge des ausgesandten Rauches und auch Asche und Steine wurden ausgeworfen, so daß die Schwefelgewinnung, die seit Jahren im Krater betrieben wurde, oft unterbrochen werden mußte.

Es war zur Zeit von Inouye's Besuch des Adatara schwer festzustellen, ob der letzten Eruption Vorboten vorausgegangen waren; denn der einzige Augenzeuge des Ausbruches, der heil davongekommen war und daher Auskunft hätte geben können, war ein Knabe, nicht älter als 12 Jahre. Dieser versicherte allerdings, daß dem Hauptausbruch um 6 Uhr abends ein schwächerer um 4 Uhr abends vorausging. Die Einwohner von Numajiri sollen in der vorangehenden Nacht Erdbeben verspürt haben und auch am Tage der Eruption selber wurde zu Fufushima, einer Stadt, welche 20 Kilometer ostnordöstlich vom Krater liegt, ein schwaches Beben verspürt. Daß der zweite Ausbruch, welcher das Unglück bewirkte, sich um 6 Uhr abends ereignete, ist durchaus glaubwürdig, denn um diese Stunde hörte die Bevölkerung von Numajiri lautes Donnern und zur

¹ Aus dem Spanischen. Technischer Ausdruck für eine Schlucht, welche die Wand eines Kraters durchschneidet. Nach dem Barranco de las angustias auf Palma.

selben Zeit sah sie von dem Gipfel des Berges eine schwarze Rauchwolke aufsteigen. Dasselbe Geräusch wurde von den Beamten des meteorologischen Observatoriums zu Fukuſhima vernommen.

Die Erscheinungen des Ausbruches bestanden vornehmlich in Auswurf von Dampf und Asche, begleitet von einigen Steinen. Es bildete sich ein schmaler Schlammstrom, welcher durch die Barranco floß, aber vor Numajiri zum Stehen kam. Für kurze Zeit raste ein Sturm — der gewöhnliche Begleiter vulcanischer Ausbrüche — und warf einige Hütten von Numajiri nieder. Der größte Theil der während der Eruption ausgeworfenen Asche fiel in der unmittelbaren Nachbarschaft des Kraters nieder. Die Dicke der Aschenschicht betrug im Krater nach den Messungen von Jnouye 2 bis 7 Meter, während sie in 1 Kilometer Entfernung nur mehr 3 bis 6 Decimeter betrug. Doch wurde sehr feine, staubartige Asche durch einen sanften Westwind bis zu den Städten Nihonmatsu und Matsukawa getragen, welche 20 Kilometer oder selbst darüber vom Krater entfernt sind, und färbte daselbst die Blätter der Bäume grau.

Der Schaden der Eruption beschränkte sich — wenn man von den ob erwähnten Hütten von Numajiri und der Schwefelraffinerie im Krater absieht — auf die Beschädigung der menschlichen Wesen, die damals im Krater anwesend waren. Die Zahl derselben ist nicht genau bekannt, wird aber auf mehr als 70 geschätzt. Von diesen wurden 22 als Leichen aufgefunden, 18 waren tödtlich verletzt und der Rest wurde, mit Ausnahme des erwähnten Jungen, der ohne Verletzung entkam, unter der Asche begraben. Die Wunden wurden weiß, durch das feste Anhaften heißer, feuchter Klumpen von Asche verursacht, welches unmittelbare Verbrennung der Haut bewirkte. Die Verbrennung war bei denen, welche Kleider trugen, schwerer, als bei denen, welche nackt gingen, da die Asche von den Kleidern schwieriger zu entfernen war als von der bloßen Haut.

Während des Ausbruches scheint einige Zeit zur Flucht gewesen zu sein. Viele Leichname und Bündel der Geflüchteten wurden längs des Weges nach Numajiri gefunden. Einer der Verwundeten hatte einen Blinden geführt, sah sich aber, als er den Kraterwall erreichte, gezwungen, ihn zu verlassen. Der Blinde wurde natürlich getödtet, aber auch sein Freund erhielt eine tödtliche Wunde. Das rührendste Schauspiel gewährte das Schicksal eines Weibes, welches mit ihrem Kinde und einem Bündel geflohen war. Der Leichnam des Weibes wurde am Bergabhang vom Krater am weitesten ab gefunden, das Bündel demselben am nächsten, während das todte Kind mitten zwischen beiden lag. Daraus läßt sich schließen, daß die Frau die Unmöglichkeit, mit der beschwerlichen Bürde zu entrinnen, einsehend, zuerst das Bündel, dann das Kind wegwarf, aber trotzdem selbst von den grausamen Händen der Natur ereilt wurde.

Das gelbe Fieber in Rio de Janeiro.

Dieser böse und schonungslose Gast, von dem die Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Brasilien, Rio de Janeiro, jedes Jahr noch besonders in den Monaten November bis April besucht wird, hat sich daselbst seit dem Jahre 1849 einquartiert. Bis heute ist es der medicinischen Wissenschaft noch nicht gelungen, irgend ein Mittel ausfindig zu machen, wenigstens ein solches mit Erfolg, um nicht allein Rio de Janeiro, sondern auch das ganze Land von

diesem Würgengel zu befreien. Wenn wir hier sagen das „ganze Land“, so ist darunter zu verstehen, daß das gelbe Fieber mehr oder minder in allen Theilen Brasiliens auftritt. Am stärksten heimgesucht ist und bleibt immer Rio de Janeiro, dessen sanitäre Verhältnisse noch viel zu wünschen übrig lassen.

Nun hat ein deutscher Arzt, Dr. Karl Seidl, der als langjähriger Director des Spitals São Sebastião über reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete verfügt, eine interessante Studie über das gelbe Fieber und die von ihm beobachteten Erscheinungen veröffentlicht, von der wir im allgemeinen Interesse das Wichtigste hier bekannt geben. Die nachfolgende Tabelle belehrt uns über die Frequenz von Gelbfieberkranken, welche das oben erwähnte Spital während der letzten 10 Jahre aufgenommen hat.

Jahr	Als fieberkrank aufgenommen	Geheilt	Gestorben
1890	1050	595	455
1891	3473	1859	1614
1892	3643	2097	1546
1893	782	443	339
1894	4121	2374	1747
1895	1149	636	513
1896	3419	1909	1510
1897	465	356	109
1898	1085	527	558
1899	803	452	351
	19.990	11.248	8742

Es sind demnach von den 19.990 Gelbfieberbefallenen 11.248 wieder gesundet, während 8.742 gestorben sind, was gleich 44 Procent beträgt. Diese hohe Sterblichkeit ist aber dem Umstande beizumessen, daß die meisten Kranken erst dann in das Spital geschickt werden, wenn es schon zu spät ist, so daß 10 Procent schon als Sterbende dahin kamen, d. h. keine 24 Stunden im Spital waren, als der Tod eintrat.

Bei den von den Schiffsmannschaften und aus der Einwanderungsherberge geschickten Patienten zeigt sich eine verhältnismäßig bedeutend geringere Sterblichkeit, 25,5 Procent, beziehungsweise 37,5 Procent, weil diese gleich bei der Erkrankung in das Spital gebracht werden, während z. B. von den Arabern und Türken 60 Procent sterben, weil ihre Verwandten diese Kranken nur dann in das Spital bringen, wenn fast gar keine Hoffnung auf Rettung mehr vorhanden ist. Sehr interessant ist die Zusammenstellung der Gelbfieberkranken bezüglich der Rassen und Nationalität und erstreckt sich diese Zusammenstellung auf die letzten acht Jahre, also 1892 bis einschließlich 1899.

Jahr	Weisse	Schwarze	Mestizen	Fremde	Brasilianer
1892	3559	81	—	3451	189
1893	732	2	9	717	26
1894	3966	12	18	3803	193
1895	899	—	5	879	25
1896	3253	23	44	3134	186
1897	309	2	5	304	12
1898	946	4	13	923	40
1899	645	2	13	634	26
	14.309	126	107	13.845	697
	14.542			14.542	

Aus den bereits angeführten Zahlen wird nun wieder das bestätigt, daß das gelbe Fieber die Weißen, die Starken, die Fremden und das männliche Geschlecht heimsucht, was auch bis jetzt anderweitig die Specialisten der Gelbfieberstudien bestätigt haben.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß nichtacclimatisirte Fremde der Krankheit leichter anheimfallen, als Einheimische. Doch dürften die obigen Ziffern noch keineswegs als Maßstab für die Empfänglichkeit der einzelnen Rassen für diese Krankheit dienen. Denn die Zahl der Fremden und damit die der Weißen ist deshalb so überwiegend, weil unter diesen so viele einzelnstehende Personen sind, während die einheimischen Patienten größtentheils im Kreise ihrer Familien behandelt und nur in seltenen und äußerst schweren Fällen nach dem Spital geschafft werden. Die Gesamtzahl über die am gelben Fieber Verstorbenen würde sicher bedeutendere Zahlenverhältnisse aufweisen, wie dieses schon jeder Bewohner von Rio de Janeiro aus den täglichen Erfahrungen abnehmen kann. Denn die miserablen sanitären Verhältnisse, in denen ein großer Theil der eingeborenen und schwarzen fluctuirenden Bevölkerung lebt, bringt dieses naturgemäß mit sich. Eine größere Sterblichkeit unter den Fremden ist nur zu beobachten in den Jahren, in denen die Krankheit epidemisch auftritt. Ferner hat man beobachtet, daß die Erkrankungsgefahr bei den kräftigen Individuen bedeutend größer ist; so überwiegt dieselbe bei dem männlichen Geschlechte und in dem kräftigsten Alter von 20 bis 30 Jahren, wobei aber entchieden auch wieder der obenerwähnte Umstand der Familienlosigkeit der alleinstehenden ledigen Personen in Anschlag gebracht werden muß.

Von den 14.542 Patienten, welche in den letzten 8 Jahren in das Spital São Sebastião aufgenommen wurden, waren:

	38 von	1 bis	5 Jahre alt		
185	"	6	"	10	" "
3668	"	11	"	20	" "
6485	"	21	"	30	" "
2708	"	31	"	40	" "
1118	"	41	"	50	" "
273	"	51	"	60	" "
62	"	61	"	70	" "
5	"	über	"	70	" "

Die Sterblichkeit erreichte bei den Erwachsenen 48,28 Procent, bei den Minderjährigen 37,58 Procent.

Dem Geschlechte nach waren 13.042 Männer und 1500 Frauen. Dagegen war die Sterblichkeit bei dem weiblichen Geschlechte größer (46,81 Procent gegen 45,19 Procent beim männlichen Geschlechte). Die Sterblichkeit erreichte bei den Fremden 45,7 Procent, bei den einheimischen 35,27 Procent und war die durchschnittliche Sterblichkeit bei den einzelnen Nationalitäten folgende:

Schweden und Norweger	25,78 Procent
Brasilianer	30,0 "
Engländer	34,30 "
Polen	37,50 "
Nordamerikaner	38,33 "
Deutsche	41,76 "
Dänen	42,33 "
Spanier	43,02 "

Portugiesen	44,12	Procent
Franzosen	46,89	"
Russen	50,00	"
Schweizer	53,84	"
Italiener	54,53	"
Oesterreicher	55,00	"
Türken und Araber	60,00	"

Die große Sterblichkeit der Italiener schreibt Dr. Seidl dem Umstande zu, daß diese Leute eine außerordentlich große Furcht vor dieser Krankheit zeigten.

In Bezug auf die Heilmethode gesteht Dr. Seidl rundweg, daß es der Wissenschaft noch nicht möglich geworden sei, ein auch nur halbwegs sicheres Mittel zu finden. Derselbe vermeidet so viel als möglich die Behandlung mit Medicinen, jedoch hat derselbe mit Bädern schon sehr günstige Resultate erzielt und wendet besonders Bäder von 32—34° an auf die Dauer von $\frac{1}{4}$ Stunde, 3 bis 4mal innerhalb 24 Stunden. Von großer Wichtigkeit, sagt Dr. Seidl, sei die entsprechende Ernährung des Patienten und in dieser Beziehung leiste kalte Milch die besten Dienste.

Bis heute hat man die traurige Erfahrung gemacht, daß die Gelbfieberplage nicht allein auf die schmutzigen Quartiere der Hafenstädte Rio de Janeiro, Santos u. s. w. beschränkt bleibt, sondern daß dieselbe bisher gesunde ländliche Ortschaften mit einem vorzüglichen Klima ebenso verheerend heimsucht, und nach dem ersten Auftreten von Zeit zu Zeit immer wiederkehrt, wie solches die Erfahrung seit 1888 in der Provinz oder dem Staate São Paulo beweist.

Deshalb ist die Gelbfieberfrage eines der allerwichtigsten Probleme für Brasilien geworden und Dr. Seidl glaubt ganz sicher, daß es der Wissenschaft in nicht zu fernher Zeit doch gelingen werde, diesen bösen Würgengel zu bewältigen.

γ

Die Reise Kozlov's in Central-Asien.

(Mit einer Karte.)

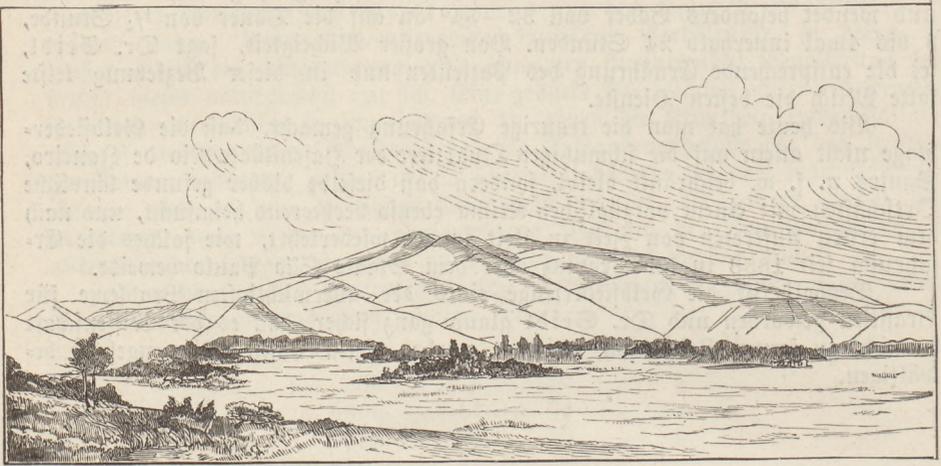
Von den Herren Ladvghin und Kaznakov begleitet, hat der Lieutenant Kozlov den mongolischen Altai und den centralen Theil der Wüste Gobi durchforscht.

Die ungeheure Kette des mongolischen Altai, welche sich von Nordost nach Südwest 2000 Kilometer lang zwischen der russisch-chinesischen Grenze und der großen Krümmung des Hoangho ausdehnt, wurde von Potanin und Pievzov (1876 bis 1878) entdeckt. Der erste dieser Entdecker hatte dieses Relief viermal mittelst der Pässe, welche dasselbe in fünf nahezu gleiche Theile zerlegen, durchquert; der andere war längs des Nordabhanges in einer Entfernung von 50 bis 100 Kilometer vom Fuße der Berge hingezogen. Bei Kozlov's Expedition handelte es sich darum, den mongolischen Altai in seiner ganzen Länge zu studieren.

Dieses Gebirge zerfällt durch den Meridian, welcher das Kobdothal durchschneidet, in zwei ungleiche Theile. Die im Westen dieser Linie gelegene Partie

breitet sich in zahlreichen Massiven aus, deren Gipfel von ewigem Schnee bedeckt sind und deren Abhänge gegen Norden hin Abflüsse ins Kobdothal, gegen Süden in das Thal des schwarzen Frtysch entsenden, in die reichen Weidegründe kirghisischer Nomaden.

Die westlich vom Meridian von Kobdo gelegene Partie, viermal so lang als die vorige, besteht aus einer Aufeinanderfolge von Bergketten in zwei parallelen Reihen, deren nördliche nur mit wenigen Gipfeln die Schneelinie erreicht. Dieser Unterschied zwischen den beiden Partien des mongolischen Altai hat seine Ursache in den austrocknenden Winden der Wüste Gobi. Die am Nordabhange des Altai gelegenen Seen werden alle durch Wasserläufe gespeist, die von einer anderen mehr nördlich gelegenen Kette, dem Kanghai, herkommen. Die Seen und Flüsse des Altai selbst reichen kaum hin, um einige magere Steppen und Dasen zu bilden. Je mehr man gegen Südwest vorrückt, desto mehr weichen die Berge



Der Adatara gesehen von Tamanoi aus. (Zu S. 306.)

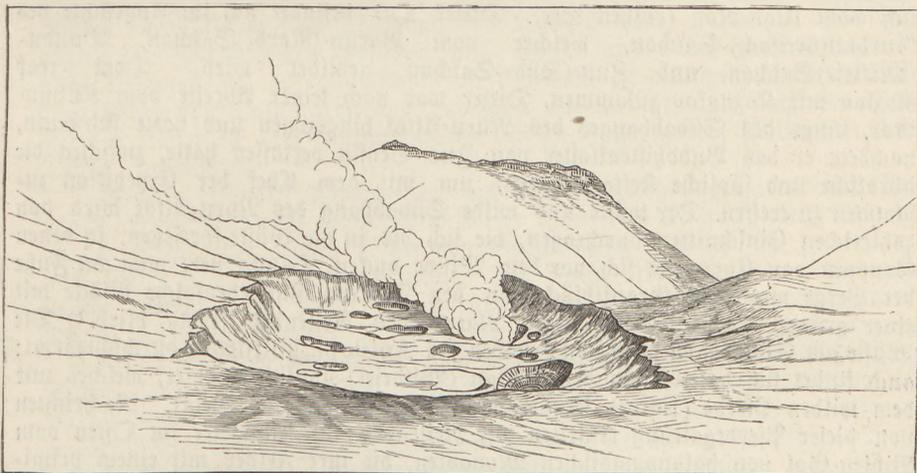
(Nach einer Originalzeichnung.)

des Altai auseinander, ihre Höhe vermindert sich, bis endlich die letzten Ausläufer nicht weit vom Hoangho im Sande verschwinden. Durchwegs ist der Nordabhang kurz und steil, der Südabhang lang und sanft abfallend.

Kozlov brach am 26. Juli (neuen Stiles) 1899 an der Spitze von 18 Personen von der Staniza (Kosakenposten) Altaißala auf. Er studirte zunächst die Topographie des Altai zwischen der russischen Grenze und Kobdo, den Sumpfhirsch jagend. Diesen halten die russischen Colonisten in Wildgärten, um der starken Nachfrage der Chinesen nach den Geweihen dieser Hirschgattung genügen zu können. Kozlov bestimmte die Höhe des Grenzpasses Ulan-Daban zu 2800 Meter. Dann zog er längs des Kobdothales bis zur Stadt Kobdo, welche an der Buüntu liegt, nicht weit von der Stelle, wo sich dieser Fluß in den See Kara Ussu ergießt. Kobdo wird von Chinesen bewohnt, die Russen besitzen in der Stadt und Umgebung 8 Handelshäuser; sie tauschen Wolle und Felle gegen ihre Manufacturwaaren ein. Während Kozlov auf der großen Handelsstraße weiter zog, machten Ladhyghin und Kaznakov eine

Excursion nach dem Süden, nach den Thälern des Zagan-Gol und Kobdo-Gol bis zum Kobdosee, in den sich der letztere Fluß ergießt; durch das Thal der Büüntu gelangten sie wieder nach Kobdo. Die Bevölkerung, welche sie antrafen, bestand aus Urianth-Mongolen und aus Kirai-Kirghisen. Die Urianths sind ein elendes Volk, das von Jagd und Viehzucht lebt und von den chinesischen Kaufleuten in abscheulicher Weise ausgebeutet wird; sie sprechen eine türkische Sprache, obwohl ihr Typus mongolisch ist.

In der Gegend zwischen Kobdo und der russischen Grenze fanden die Reisenden zahlreiche Denkmäler, die aus Anhäufungen von runden Steinen bestanden und „Kamennya Babu“ (Gute Weiber aus Stein) genannt werden. Ende August erreichte Kozlov, von Kobdo aufbrechend, das Thal, welches die Nordkette mit ihren Schneegipfeln von der südlichen Kette trennt. In der Gegend der Quellen des Bordsjom, eines Zuflusses des Zigit-Nor, findet sich eine



Neuer Krater des Adatara. (Zu S. 306.)

(Nach einer Originalzeichnung.)

Silbermine, in welcher mehr als 50 Mongolen und Chinesen arbeiten. Bis zum Kulmu-Nor besteht das Skelett des Gebirges aus rothem oder grauem Granit. Zwischen der nördlichen und südlichen Kette ist Kozlov bis zum Beghersee vorgedrungen. Beide sind mit dichten Wäldern, die bis in eine Höhe von 1900 Meter reichen, bedeckt. Ein geheimnisvolles Getöse, von dem die Eingeborenen sprechen, ist in Wirklichkeit nichts als das Geräusch, welches die warme Luft der Ebene und die kalte Luft des Gebirges bei ihrem Zusammentreffen unter einem Winkel von 30° verursachen. In der Nähe des Charghin-Zagan-Nor finden sich zahlreiche Bestände von „Sulphir“ (*Agriophyllum gobicum*), dessen Körner ein dem Weizenmehl ähnliches Mahlproduct geben.

Im Osten des Plateaus von Burchan-Budda endet bei dem Süßwassersee Chuduk-Nor (Glückssee) die Kette des Nuru-Ultaï. 22 Kilometer von diesem See entfernt, zu Dalanturu, nicht weit von der Straße, die von Uiaffutai nach Su-men-hsien, nahe bei Su-tschou führt, hielt Kozlov's Expedition eine längere Rast. Von dort machte Ladhghin einen Ausflug nach

dem Salzsee Boun-Zagan-Nor. Endlich begaben sich die Reisenden nach dem Drok-Nor, der wie der vorgenannte von Quellen umgeben wird, aber schon am Fuße des Abhanges der nördlichen Kette liegt, die hier von den Massiven des Fkë-Bogdo und Baga-Bogdo gebildet wird. Die Vegetation des letzteren ist reicher als die des ersteren. In seinen Schluchten sieht man Massen von Pappeln und von Sträuchern, dreierlei oder viererlei Art, während die Abhänge des Fkë-Bogdo sehr arm an Bäumen sind. Das für beide Ketten charakteristische Säugethier ist eine Art Steinbock (*Capra sibirica*); die absolute Höhe des Fußes des großen Massivs beträgt 1800 Meter, die des kleinen 2100 Meter.

Nachdem Kozlov den Tazin-Gol, der inmitten reicher Weiden und Beständen von Darissun (*Lasiagrostis*) dahinfließt, die so hoch sind, daß sie einen Mann zu Pferde zu verdecken vermögen, erreichte er das Massiv von Arza-Bogdo, wo sich die nördliche Kette nach Südwest wendet. Ein längerer Aufenthalt hatte zu Tschazeringhi-Chuduk stattgefunden, 35 Kilometer südwestlich vom Ulan-Nor (rothen See). Dieser Ort befindet sich im Angesichte des Gurbun(dreifach)-Saïchan, welcher vom Barun-(Nord-)Saïchan, Dundu-(Mittel-)Saïchan und Zun-(Süd-)Saïchan gebildet wird. Dort traf Kozlov mit Kaznakov zusammen. Dieser war nach seiner Abreise vom Kulmu-Nor, längs des Südbahanges des Nuru-Altai hingezogen und hatte sich dann, nachdem er das Buddhistenkloster von Zum-Behsin verlassen hatte, zwischen die nördliche und südliche Kette begeben, um mit dem Chef der Expedition zusammen zu treffen. Der wüste und wilde Südbhang des Nuru-Altai wird von zahlreichen Einschnitten durchzogen, die sich bis in die Wüste fortsetzen, in denen Gruppen von Caragana sich vor dem Winde ducken. Häufig sieht man am Fuße der Berge meterhohe Granitblöcke, in den Thälern sind ebensolche Blöcke mit einer grünen Farbe bedeckt, deren Natur den Reisenden fremd blieb.¹ Die Wüste am Südbhang wird von Heerden der Antilope *gutturosa* durchschwärmt; auch findet sich daselbst ein dem Kulan (*Wildesel*) ähnliches Thier, welches mit dem wilden Pferde (*Equus Przewalskii*) identisch zu sein scheint. Nachrichten von dieser Pferdegattung erhielten die Reisenden 30 Kilometer im Osten vom Bidjen-Gol von halbnomadischen Mongolen, die ihre Felder mit einem primitiven Pfluge bearbeiten. Die Umgebungen des Bidjen-Gol und des Altk-Nor tragen eine verhältnismäßig reiche Vegetation. Die lehmjandhaltigen Hügel sind mit Gesträuchen von „Tkhara“ (*Populus diversifolia*) bedeckt und an den trinkbaren Quellen wechseln Tamarisken mit Rosen. Im Osten des Altk-Nor wird die Steppe wieder sandig und die Dünen sind mit *Halymodendron*, *Lasiagrostis* und verschiedenen *Salsolaceen* besetzt. Im Norden wird hier die Wüste von dem Massiv von Fkë-Tain, einem Theile des Nuru-Altai, begrenzt; im Süden von der Kette der Adji-Bogdo (einer dritten Altai-Kette?), von welcher (im October) einige Gipfel schneebedeckt waren.

Nachdem Kaznakov das Kloster von Zum-Behsin verlassen hatte, wo ein „Khubilghan“ (Incarnation eines buddhistischen Heiligen) residirt, umgeben von 300 bis 400 Lamas, wandte er sich gegen die Berge des Baga-Bain-Zagan in der Nordkette und eine Reihe von Plateaus, die sich im Ost-Süd-Osten aneinander reihen und wahrscheinlich die Reste einer Granitkette sind. In diesem Winkel der Mongolei, welcher ein Theil des Fürstenthums von Sain-Noïn ist, liegt die Verwaltung der einzelnen Bezirke in den Händen kirchlicher Würdenträger, deren Wahl wie jene des Dalai-Lama von Lhasa und

¹ Wahrscheinlich eine Krustenflechte (*Rhizocarpon geographicum*). Der Referent.

überhaupt der „Khubilghans“ nach geheimen Weisungen des hohen Clerus geschieht. Ein im Kloster auferzogenes Kind von 5 bis 6 Jahren wird durch dieselben als neue Incarnation des dahingeshiedenen Lamas bezeichnet. Kaznakov gelangte bei der Fortsetzung seiner Reise nach Osten nach der Oase von Bain-Tuchum, welche an der Karavananstraße von Uliassutai nach Kuku-Khoto liegt. Jenseits des Klosters Chuluté im Angesichte der Argalenti-Berge, welche eine Verlängerung der südlichen Kette zu bilden scheinen, traf der Reisende wieder die Straße von Urga nach Ala-Chan. Von dort wandte sich Kaznakov nach Nordwesten, um in den Umgebungen des Ulan-Nor mit Kozlov zusammen zu treffen.

Der zweite Theil der Expedition, die Durchquerung des centralen Theiles der Wüste Gobi, wurde im December 1899 und im Januar 1900 auf drei parallelen Routen vorgenommen. Kozlov, welcher sich zu Dsuruchai-Dagan auf dem Abhange des Gurbun-Saichan von Kaznakov trennte, wählte die östlichste Route, etwas östlich vom Meridian von Liang-Tschou. Kaznakov wandte sich gegen die Zwillingseen Gashium und Socho und dann nach Südost, um nach Teng-han-ing, der Hauptstadt von Ala-Chan, zu gelangen. Den westlichsten Weg schlug von Dalanturon aus Ladhghin ein und gelangte nach Su-Tschou. Hierauf trafen die drei Forschungsreisenden zu Tschorthynton, südlich von Liang-Tschou, zusammen.

Kozlov gelangte, nachdem er das Kuko-Moritogebirge überstiegen hatte, zur Bodensenkung von Goïzo (600 Meter unter dem Meerespiegel). Sie liegt an der Grenze der großen Wüste von Badain-Djarenghi-Allissu, in der man noch Däsen und Rosensträucher findet. Die Wüste selbst ist eine große wellige Fläche, deren Sand kaum den darunter liegenden Felsen bedeckt; eine Art Dünen mit wellenförmigen Umrissen, die „Barchane“, 3 bis 10 Kilometer lang, 3 bis 30 Meter hoch, verlaufen nach Ost-Süd-Ost mit steilem Abhang nach Süden, sanfter nach Norden. Zwischen diesen Dünen liegen mehrere Däsen, wo die Nomaden in einer Tiefe von 2 Meter auf süßes Wasser treffen; die wasserführende Schicht hat eine Tiefe von 30 bis 60 Centimeter. Ein kleines Wasserbecken, Kuku-Burdu genannt, findet sich an einer Stelle, wo chinesische Karten den ungeheueren See Ju-hai angeben. Dieses Becken hat nicht mehr als 10 Kilometer Umfang und eine Tiefe von 1,5 bis 3 Meter, enthält Süßwasser und beherbergt zahlreiche Crustaceen. Im Süden des Sees überschreitet man mittelst des Oboto-Datu-Passes (1650 Meter) die Jabarai-Kette. Diese, 100 Kilometer lang, 15 Kilometer breit, streicht von West nach Ost und verläuft im Sande der Wüste. Dasselbst fand sich eine, wahrscheinlich neue Schafart. Hinter der genannten Kette führt die Straße nach Socho-Choto (oder Tschien-fan), um in Liang-Tschou zu münden. Die Länge des von Kozlov auf dieser Tour zurückgelegten Weges betrug 910 Kilometer.

Der Reisebericht Kaznakov's ist durch die vollständige Aufnahme des Socho-Nor und Gashium-Nor und des tiefen Thales von Edzin-Gol auf eine Länge von 30 Kilometer interessant. Der Edzin-Gol theilt sich in seinem Unterlaufe in mehrere Arme, deren westlichster, der Morin-Gol (Pferdefluß) sich gegen den Gashium-Nor wendet, während der östlichste, der Ite-Gol (große Fluß), sich wieder in zwei Zweige spaltet, deren östlicher in den Socho-Nor mündet, während der westliche sich in den Gashium-Nor ergießt, in welchen auch der Socho-Nor überfließt, wenn dieser zu voll wird. Der Gashium-Nor ist doppelt so groß als der Socho-Nor, sein Wasser ist bitter und salzig. Die Ufer der beiden Seen und des Edzinthales sind mit Schilf bedeckt, und von

Wölfen, Luchsen und anderen Säugethieren bevölkert. Die Pappel findet sich nur am Oberlaufe des Gdzin. Nachdem Kaznakov im Lager des Mongolenfürsten Torgontes Raft gehalten hatte, wandte er sich über die mit Salzefflorescenzen überfüeten Salzsteppen von Badain Djarengh, die mit Schilf, „Kharmyk“, Carahana und anderen Wüstenpflanzen bedeckt sind, nach Ala-Chan. Auch die Strecke von Ala-Chan nach Liang-Tschou trägt Wüstencharakter. Die Länge des von Kaznakov zurückgelegten Weges betrug 1500 Kilometer.

Ladyghin durchquerte die Wüste Gobi westlich von Gdzin-Gol. Er hatte von Dalanturon 300 Kilometer in der Richtung nach Süd-Süd-Ost zurückzulegen, um das Tumurtengebirge zu erreichen, welches einen von den übrigen Wüstengebirgen sehr verschiedenen Charakter zeigt. Die Quellen sind daselbst zahlreich und von Pappeln, Weiden, Rosen, „Kharmyk“ zc. umgeben, Wild giebt es im Ueberflusse. Alles erinnert an die Ketten des mongolischen Altaï. Nachdem Ladyghin dieses Gebirge in einer Länge von 200 Kilometer verfolgt und die Gewißheit erlangt hatte, daß es die westliche Verlängerung des Nain-Bogdo bilde, schlug er die Richtung nach Süd-Ost ein und erreichte Su-Tschou auf der Route, welche die mongolischen Karavananen einschlagen, um sich in dieser Stadt mit Mehl zu versorgen. Die Länge des von Ladyghin zurückgelegten Weges betrug 1100 Kilometer.

So hatten die drei russischen Reisenden im ganzen über 3500 Kilometer zurückgelegt und die letzte Partie der Wüste Gobi, die bisher noch unbekannt war, durchforscht.

Dr. R. S.

Astronomische und physikalische Geographie.

Die Kometen des Jahres 1900.¹

Das Jahr 1900 war wie sein Vorgänger sehr kometenarm. Der erste dieser Himmelskörper wurde am 31. Januar durch Giacobini in Nizza entdeckt. Es handelte sich um einen sehr schwachen verschwommenen Nebel von nicht ganz 2 Minuten Durchmesser mit einem sehr mäßigen Kern. Die von Verberich berechneten Elemente des Kometen sind:

Komet 1900 I

Länge des Perihels	64° 44'	} mittleres Aequinoctium 1900
Länge des aufsteigenden Knotens . .	40° 22,5'	
Neigung	146° 27,2'	
Periheldistanz	1,33186	
Periheldurchgang: April 28,943 mittlere Berliner Zeit.		

Der Berechnung zufolge sollte sich der Komet langsam von der Erde entfernen, Ende Mai aber wieder aus den Sonnenstrahlen auftauchen, und zwar viel heller — die Helligkeit sollte bis zum August zunehmen. Dies ereignete sich auch wirklich, allein, so weit bisher bekannt wurde, ist er nach dem Periheldurchgang nur einmal, und zwar am 31. Mai an der Marien-Sternwarte in Pola beobachtet worden. Professor Max Wolf photographirte den Kometen am 21. Februar auf der Sternwarte Königsstuhl bei Heidelberg.

Den zweiten und letzten Kometen des Jahres entdeckten gleichzeitig am 23. Juli Brooks in Geneva und Borelly in Marseille. Der Komet war sehr hell, hatte einen Stern 6. bis 7. Größe und einen Schweif von circa 25' Länge. Bei genauer Kenntnis seiner Position hätte ihn also ein sehr scharfes Auge ohne Fernrohr sehen können. Zur Zeit der Entdeckung näherte er sich noch der Erde, ging am 3. August durch das Perihel, entfernte sich

¹ „Astronomischer Kalender“ der Wiener Sternwarte, „Astronomische Nachrichten“, „Sirius“ und Tagesblätter.

dann langsam, später rascher, von der Erde und konnte bis zum October verfolgt werden. Es sind mehrere Bahnberechnungen dieses Kometen geliefert worden; Professor Weiß veröffentlicht im Kalender der Wiener Sternwarte die nachstehenden, welche von Scheller und Bedemeyer berechnet wurden:

Komet 1900 II

Länge des Perihels	340° 26'	} mittleres Aequinoctium 1900
" " aufsteigenden Knotens	328° 0,4'	
Neigung	62° 30,7'	
Periheldistanz	1,01481	
Periheldurchgang: August 3,23651 mittlere Berliner Zeit.		

Für das Jahr 1901 wird die Wiederkehr des Encke'schen Kometen erwartet, der uns bisher 25mal seinen Besuch abstattete.

Geschichtlicher Ueberblick der Feuerkugeln und Meteoriten.

Heinrich Bornig veröffentlicht im „Sirius“ (Decemberheft 1900, S. 270) eine interessante Arbeit über beobachtete Feuerkugeln und Meteoriten. Aus einer großen Anzahl von Werken, Zeitschriften u. s. w., die er alle namentlich anführt, hat Bornig die Meteore zusammen getragen und folgende Zusammenstellung erhalten:

Jahrhundert	Feuerkugeln	Meteoritenfälle	Detonirende Feuerkugeln	Zusammen
Vor Christi:	33	31	5	69
Nach Christi:				
1 bis 100	21	3	7	31
101 " 200	10	3	2	15
201 " 300	4	—	1	5
301 " 400	7	2	11	20
401 " 500	7	2	3	12
501 " 600	27	3	8	38
601 " 700	23	3	7	33
701 " 800	26	2	5	33
801 " 900	43	9	14	66
901 " 1000	80	6	16	102
1001 " 1100	1181	10	23	1214
1101 " 1200	163	15	8	186
1201 " 1300	102	7	12	121
1301 " 1400	35	12	10	57
1401 " 1500	24	13	14	51
1501 " 1600	64	24	19	107
1601 " 1700	97	34	27	158
1701 " 1800	188	63	89	340
1801 " 1900	5918	494	682	7094

Aus den letzten Zahlen dieses Verzeichnisses geht die große Zunahme der Beobachtungen in dem letzten Jahrhundert hervor und zeigt das wissenschaftliche Interesse für diesen aufblühenden Zweig der Naturwissenschaft.

Politische Geographie und Statistik.

Ueber Entvölkerung.

Von Dr. Julius Reiner in Berlin.

Die Ursachen des Rückganges der Einwohnerzahl eines Landes haben oft Statistikern Veranlassung zu eingehenden Studien geboten, und man ist so ziemlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Erhaltung einer immer wachsenden Bevölkerungsanzahl im eigenen Interesse des Landes liege. Die Zahl der Arbeits- und Steuerfähigen bildet ja den Reichthum eines Landes einerseits und die Wehrkraft desselben andererseits, und obwohl dieser Grundsatz gewisse Ausnahmen unentbehrlich macht, so gilt er doch im großen und ganzen für nachstehende Länder, wie das aus folgender Aufstellung zu ersehen ist.

	Bevölkerung auf 1 Quadrat- Kilometer	Armee im		Etat 1897
		Frieden	Krieg	
Deutschland im Jahre 1895	97	580.535	5,000.000	1,372,9 Mill. M.
Oesterreich-Ungarn im Jahre 1890	63	364.100	1,872.000	273 " "
Frankreich im Jahre 1896	72	570.580	4,053.000	2,708,6 " "

Kein Wunder daher, daß ein jedes Land seine Einwohnerzahl immer vergrößern will, abgesehen davon, ob eine derartige Vergrößerung im Interesse des Einzelnen liegt, und daß eine jede Regierung bei der Abnahme ihrer Bevölkerung auf Abwehrmittel sinnen muß. Denn je mehr Einwohner, desto mehr Soldaten, desto mehr Steuern.

Schon die alten Römer sahen das ein und in einer Zeit, wo der eigentliche römische Stamm sich nicht mehr vermehrte, waren die Senatoren darüber sehr bestürzt und haben eine Prämie auf kinderreiche Ehen ausgesetzt, ein Verfahren, welches in der Gegenwart in Frankreich Nachahmung finden soll.

Die letzten Volkszählungen in Frankreich haben im Vergleiche mit den früher vorgenommenen das Resultat ergeben, daß die Bevölkerung in steter Abnahme begriffen und daß die Ursache dieser Abnahme in den kinderlosen Ehen zu suchen sei. Aengstliche Patrioten haben nun mit ziemlich großer Sicherheit den Zeitpunkt berechnet, in welchem die letzten Franzosen aussterben dürften, wenn das nun so weiter gehen sollte. Es wurden verschiedene Maßregeln, die das Uebel beseitigen sollten, vorgeschlagen, und der Entwurf über die Besteuerung der kinderlosen Ehen und alten Junggesellen soll demnächst in der Kammer zur Berathung kommen. Die durch diese Steuer gewonnenen Einnahmen sollen für die Erziehung derjenigen Kinder verwendet werden, deren Eltern mehr als vier haben. Ob und inwiefern eine derartige Maßregel eine Zunahme der Bevölkerungszahl bewirken kann, bleibt noch abzuwarten, jedenfalls aber zeugt sie davon, daß man bei derselben einige wichtige Momente ganz außer Acht gelassen hat, die wir im Folgenden kurz hervorheben wollen.

Die Ursachen des Rückganges der Einwohnerzahl eines Landes können als willkürliche oder unwillkürliche bezeichnet werden. Die willkürlichen Ursachen lassen sich alle auf die verschiedenen Formen der Abstinenz zurückführen, und die in ihren Folgen auf eine Einschränkung der Kinderzahl hinauslaufen. Der unwillkürlichen Ursachen sind: Krankheit, Hungersnoth und Krieg.

Bessere Ursachen des Rückganges der Einwohnerzahl können hier außer Acht gelassen werden, da sie mit Ausnahme der Krankheit in Frankreich keine Rolle spielen.

Die Zahl der Kinder in der einzelnen Ehe werden durch verschiedene Factoren bestimmt und einer der wichtigsten ist die Ehedauer. In Frankreich wird seit 1886 bei der Volkszählung die Zahl der lebenden Kinder erhoben. Es kamen dort im Jahre 1891 auf eine Ehe lebende Kinder bei einer Ehedauer von

0 bis 5 Jahren	1,08
5 " 10 "	1,91
10 " 15 "	2,27
15 " 25 "	2,59

Werken stets ausreichende Betriebskraft. Diese konnte von den Werken meistens voll ausgenutzt werden, da der Frost im allgemeinen nur mäßig auftrat und Stauungen des Wassers im Untergraben wenig oder gar nicht vorhanden waren. Dagegen blieben die Niederschläge im Februar und März im Netze äußerst gering.

Durch letzteren Umstand wurde bewirkt, daß die Wasseradern im Lande bereits vom April ab in ihrem Wasserreichthum nachließen und in der Folge die Betriebsgräben den Werken weniger Wasser zum Betriebe lieferten. Im Mai nahm die Abnahme des Wassers noch weiter zu, bis Mitte Juni eine länger anhaltende Regenperiode in Deutschland eintrat. Diese Regenfälle machten sich aber nur im westlichen Deutschland in einer die Wasserläufe berührenden Intensität bemerkbar, während sie im Osten keine Einwirkung auf dieselben ausübten, indem sie hier in zu geringen Mengen fielen. Die Folge war, daß das westliche Wassergeäder wieder stärkeren Wasserzufluß erhielt, dagegen das östliche in der Weise wie in den Frühlingsmonaten weiter in seinem Wasserreichthum zurückging. Für den Westen wirkten noch die in den Sommermonaten fortgesetzt aufgetretenen ergiebigen Gewitterregen in Sinne einer Erhaltung des Wasserstandes, während der Osten auch diese wenig und in ungenügenden Mengen erhielt. Die westlichen Betriebe konnten deshalb bis September fortgesetzt unter guten Wasserverhältnissen arbeiten und nur im September, wo durch längere Trockenheit der Boden wasserarm wurde, verringerte sich der Wasserstand etwas, während im Osten die Abnahme auch in den vorausgegangenen Monaten ständig fortgeschritten war und deshalb im September den Wasserstand der Betriebsgräben viel stärker zurückgebrängt hatte, als dieses gleichzeitig im Westen geschehen war. In letzterem Mahon konnten die Betriebe deshalb immer noch bedeutend mehr als in den übrigen Gebietstheilen leisten.

Mit October stellten sich starke und ergiebige Regenfälle ein, die den Abfluß steigerten. Die westlichen Flüsse hoben sich schnell, dagegen war die Einwirkung auf die östlichen noch so unbedeutend, daß sie vielfach noch unter die Septemberstände zurückgingen. Erst im November stiegen sie etwas und erreichten im December wieder die für regelmäßige Production nöthige Höhe. Im Westen hatten dagegen die Betriebsgräben bereits im October die im Osten erst im December eingetretenen Wassermengen bedeutend überschritten und stiegen im December unter Wirkung der erneuten Niederschläge so hoch, daß sie in den Zeiten stärksten Abflusses vom 8. bis 10. vielfach das angrenzende Gelände überschwemmten. Hierdurch erlitten zwar einzelne Betriebe durch Anstauung des Wassers im Untergraben nicht unbeträchtliche Betriebseinbuße, im ganzen waren jedoch diese Wassermengen, zumal in den schnell stiegenden Gräben, einer Produktionssteigerung bis zur Maximalgrenze sehr günstig. Begünstigt wurden diese letzteren Verhältnisse noch durch das überwiegend frostoffreie Wetter des December, während dessen erst die letzten drei Tage im Osten größere Kälte brachten.

Während die starke Wassersteigerung zum December so groß war, daß sie die ersten Monate des Jahres übertraf, und deshalb der Westen im December seinen Maximalwasserstand erreichte, blieben im Osten die Wasserläufe hinter den Frühjahrsständen zurück und fiel deshalb hier auf die ersten Jahresmonate Februar und März der höchste Wasserstand. Das Minimum trat im September ein, fiel aber im Osten auch nicht selten auf den October.

Das Jahresergebnis stellt sich somit derartig, daß der Westen, wie eingangs bereits erwähnt, die Normalhöhe früherer Jahre erreichte und theilweise überschritt, dagegen der Osten bedeutend unter derselben blieb.

Im Nachfolgenden ist zur Illustrirung des Verlaufes des Wasserstandes noch eine Tabelle angefügt, die einen Auszug der zu Duderstadt (Hannover) angestellten Beobachtungen des Wasserstandes der Hahle, eines Gebirgswasserlaufes, enthält, denen zur besseren Beurtheilung der gegebenen Zahlen die gleichzeitigen Niederschlagsbeobachtungen angefügt sind. Für die Tabelle sind die in vorstehenden Erörterungen auf den Westen bezogenen Ausführungen maßgebend. Bemerkte sei noch, daß die Maximal- und Minimalwerte der einzelnen Rubriken zur besseren Kennzeichnung durch stärkeren Druck hervorgehoben sind.

Die nebenanstehende Tabelle lehrt durch Vergleich mit den vorausgegangenen Jahren, in denen die Beobachtungen sämmtlicher mitgetheilten Ergebnisse unter gleichen Gesichtspunkten angestellt wurden, ein Steigen des Wasserstandes sowohl im Jahresdurchschnitte, als auch in den Einzelwerthen für das verfloffene Jahr. Der mittlere Stand mit 18,0 Centimeter in 1900 wird von den übrigen Jahrgängen nicht erreicht, ebenso liegt der Mittelwerth der unteren Grenze des Wasserstandes in 1900 am höchsten, während dieser 1897 am niedrigsten war. Zieht man noch den „Erdgehalt des Wassers“ in letzter Rubrik in Betracht, der für die Verhältnisse des Ackertrums und Bergrerde fortschlammenden Tagwassers von Bedeutung ist, so ergibt sich auch in diesem Falle für 1900 die größte Anzahl der Tage mit

„rothem“ Wasser, woraus ein Schluß auf stärkeres Abströmen des Wassers und imgleichen auch höherer Feuchtigkeitsfüttigung des Bodens gegenüber den Vorjahren zu ziehen ist. Diese letzteren beiden Factoren — stärkeres Abströmen des Wassers und höherer Feuchtigkeitsgehalt des Bodens — ergaben sodann die bereits erwähnte Erhöhung des mittleren Wasserstandes im Jahre 1900 gegenüber den Vorjahren als Resultat.

1900 Monat	Niederschlags- höhe in Millimeter	Wasserstand in Centimeter				Secundäre Nassermenge in Litern	Erdgehalt des Wassers		
		mittlerer	Maximum		Minimum		Tage mit		
			Höhe	am	Höhe		am	rothem Wasser	klarem Wasser
Januar	65	18,7	22	23.	16	16.	132	26	5
Februar	36	19,4	23	21.	16	11.	136	11	17
März	37	20,0	23	20.	19	12.	138	11	20
April	49	19,2	23	13.	18	30.	134	9	21
Mai	48	17,0	19	10.	16	28.	123	7	24
Juni	96	18,5	22	27.	16	13.	132	23	7
Juli	66	17,8	20	9.	15	27.	128	13	18
August	56	16,1	19	8.	15	31.	118	15	16
September	41	13,9	17	25.	12	23.	106	6	24
October	118	17,0	22	29.	13	9.	123	22	9
November	31	18,2	20	19.	17	13.	131	11	19
December	84	20,1	25	7.	17	3.	140	15	16
1900 { Summe	727							169	196
{ Mittel		18,0	21,3			16,0	128		
1899 { Summe	652							110	255
{ Mittel		16,2	19,6			14,0	118		
1898 { Summe	610							138	227
{ Mittel		17,0	20,0			15,5	123		
1897 { Summe	—							104	261
{ Mittel		15,1	19,6			12,1	110		

Ergebnisse der Volkszählung in Oesterreich-Ungarn.

Das Verordnungsblatt des k. k. Ministeriums des Innern vom 16. März 1901 veröffentlichte die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1900 in Oesterreich, welche in der folgenden Tabelle enthalten sind:

Länder, beziehungsweise Gebiete	Anwesende Bevölkerung		Zunahme 1890 bis 1900	
	1890	1900	absolut	in Procenten
Niederösterreich	2,661.799	3,086.382	+ 424.583	+ 16,0
Oberösterreich	785.831	809.918	+ 24.087	+ 3,1
Salzburg	173.510	193.247	+ 19.737	+ 11,4
Steiermark	1,282.708	1,356.058	+ 73.350	+ 5,7
Kärnten	361.008	367.344	+ 6.336	+ 1,8
Krain	498.958	508.348	+ 9.390	+ 1,9
Triest und Gebiet	157.466	178.672	+ 21.206	+ 13,5
Görz und Gradisca	220.308	232.338	+ 12.030	+ 5,5
Strien	317.610	344.173	+ 26.563	+ 8,4
Küstenland	695.384	755.183	+ 59.799	+ 8,6
Tirol	812.696	850.062	+ 37.366	+ 4,6
Borarlberg	116.073	129.816	+ 13.743	+ 11,8

Länder, beziehungsweise Gebiete	Anwesende B. völkernng		Zunahme 1890 bis 1900	
	1890	1900	absolut	in Procenten
Tirol und Vorarlberg . . .	928.769	979.878	+ 51.109	+ 5,5
Böhmen	5.843.094	6.318.280	+ 475.186	+ 8,1
Mähren	2.276.870	2.435.081	+ 158.211	+ 6,9
Schlesien	605.649	680.529	+ 74.880	+ 12,4
Galizien	6.607.816	7.295.538	+ 687.722	+ 10,4
Bukowina	646.591	729.921	+ 83.330	+ 12,9
Dalmatien	527.426	591.597	+ 64.171	+ 12,2
Zusammen	23.895.413	26.107.304	+ 2.211.891	+ 9,3

Die procentuelle Zunahme beträgt sonach 9,3 Procent, stellt sich also z. B. günstiger als die im Deutschen Reiche, das im Decennium 1890 bis 1900 nur einen Zuwachs um 7,78 Procent zu verzeichnen hatte. Die größte Einwohnerzahl zeigt, gleichwie in früheren Jahren, Galizien (mit 7,29 Millionen) und ihm reihen sich unmittelbar Böhmen mit 6,32 Millionen und Niederösterreich mit 3,09 Millionen Einwohnern an. Dieses Kronland hat im verflossenen Jahrzehnt auch die stärkste Bevölkerungszunahme erfahren (16 Procent), ihm folgen Triest mit Gebiet (13,5 Procent) und die Bukowina (12,9 Procent); der Durchschnittsziffer (9,3) kommen am nächsten Galizien mit 10,4 Procent und das Küstenland mit 8,6 Procent. Den geringsten Zuwachs weisen Krain mit 1,9 Procent und Kärnten mit 1,8 Procent auf.

Auf Grund der neuen Zählungsergebnisse stellen sich die relativen Bevölkerungszahlen für die einzelnen Kronländer Oesterreichs im Vergleiche mit denen vom 31. December 1890 wie folgt:

	1890	1900		1890	1900
Niederösterreich	134	155	Tirol	31	32
Oberösterreich	66	68	Vorarlberg	45	49
Salzburg	24	27	Böhmen	112	122
Steiermark	57	60	Mähren	102	109
Kärnten	35	35	Schlesien	117	132
Krain	50	51	Galizien	84	93
Triest und Gebiet	1640	1861	Bukowina	62	69
Görz und Gradisca	75	79	Dalmatien	41	46
Isrien	65	69			
			Oesterreich	80	87

Von Interesse sind auch die Ziffern, welche die Anzahl der in Oesterreich gezählten Häuser und Wohnparteien darstellen:

Länder, beziehungsweise Gebiete	Anzahl der Häuser 1900	Anzahl der Wohnparteien 1900
Niederösterreich	226.450	680.244
Oberösterreich	118.173	181.564
Salzburg	28.676	40.619
Steiermark	201.356	279.681
Kärnten	50.767	74.385
Krain	87.282	105.252
Triest und Gebiet	9.911	37.297
Görz und Gradisca	38.754	44.595
Isrien	61.412	67.326
Küstenland	110.076	149.218
Tirol	135.510	184.013
Vorarlberg	24.152	26.756
Tirol und Vorarlberg	159.662	210.769
Böhmen	768.134	1.408.619
Mähren	345.160	544.812
Schlesien	77.804	151.051
Galizien	1.130.101	1.450.900
Bukowina	145.128	158.897
Dalmatien	128.572	102.251
Zusammen	3.577.341	5.538.262

Im Jahre 1890 gab es in Oesterreich 3,33 Millionen Häuser, im Jahre 1900 3,57 Millionen Häuser. Die Zahl der Häuser hat sich somit um 0,24 Millionen vermehrt oder um 7,2 Procent gegenüber einer Vermehrung der Bevölkerung von 9,3 Procent. Die Zahl der Wohnparteien betrug 1890 5,02 Millionen, im Jahre 1900 5,53 Millionen. Die Wohnparteien haben sich vermehrt um 0,51 Millionen oder 10,3 Procent gegenüber einer Vermehrung der Bevölkerung von 9,3 Procent.

Auch in Ungarn beendigte das statistische Bureau Mitte März die Zusammenstellung der vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung, welche amtlich verlautbart wurden. Die Civilbevölkerung im eigentlichen Ungarn beträgt 16,691.471 Personen, das Militär 100.928, daher die gesammte Bevölkerung 16,792.399 Personen, die Zunahme in der letzten Decade 10,03 Procent. In Croatien-Slavonien wurden 2,397.249 Civil- und 13.883 Militärpersonen gezählt. Die Gesamtbevölkerung beträgt also 2,411.132 Personen, die Zunahme 9,5 Procent. Für die Länder der Stephanskrone ergibt sich also eine Civilbevölkerung von 19,088.720 Personen und an Militär 114.811, demnach eine Gesamtbevölkerung von 19,203.531. In der letzten Decade hat sich dieselbe um 1,739.740 Individuen = 9,96 Procent vermehrt. Diese Zunahme bleibt um ein Geringes hinter der Zunahme der vorangegangenen Decade zurück. Dabei ist aber der sehr namhafte Unterschied in der procentuellen Zunahme, welcher zwischen Ungarn und Croatien-Slavonien zu Gunsten des letzteren bestand, nicht bloß gänzlich verschwunden, sondern es hat sich diesmal sogar eine stärkere Zunahme in Ungarn ergeben.

Indem wir die Hauptsummen zusammenfassen, gelangen wir zu dem Stande der Gesamtbevölkerung der Monarchie:

	Volkszahl Millionen	Zunahme		Dichte
		seit 1890 Millionen	Procentuell	
Oesterreich	26,1	2,21	9,3	87
Ungarn	19,2	1,73	9,96	59
Occupationsländer (letzte Zählung 1895)	1,6	—	—	31
Gesamtbevölkerung der Monarchie . .	46,9	—	—	69

Die Gesamtbevölkerung der Monarchie und der Occupationsländer stellt sich somit auf rund 47 Millionen und hat sich in Oesterreich und in Ungarn in den letzten zehn Jahren um 3,94 Millionen oder rund vier Millionen Menschen vermehrt.

Wir theilen schließlich die Einwohnerzahlen für die Hauptstädte der Länder Oesterreich-Ungarns nach der letzten Zählung, und zwar nach der Reihenfolge ihrer Größe mit:

Wien	1,662.269	Linz	58.778
Budapest	729.383	Laibach	36.547
Brag	204.478	Salzburg	32.934
Triest	178.672	Innsbruck	27.056
Lemberg	159.618	Troppau	26.725
Graz	138.370	Görz	25.432
Brünn	108.944	Klagenfurt	24.314
Czernowitz	69.619	Zara	13.092
Agram	60.667		

Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie zählt somit gegenwärtig 7 Städte mit mindestens 100.000 Einwohnern, das Deutsche Reich deren 33.

Aus Australien.

Mit dem Beginne des Jahres 1901 ist Australien in ein neues Stadium seiner politischen und, wie zu erwarten steht, auch seiner wirthschaftlichen Entwicklung getreten. Nach mehr als 35 Jahren großen Bemühens haben sich die fünf Colonien des Festlandes Neusüdwales, Victoria, Queensland, Süd- und West-Australien und das nahe Tasmanien zu einem Bundesstaate mit gemeinsamer Spitze, einem Generalgouverneur, einem Bundesministerium und Bundesparlament zusammengeschlossen. Große Festlichkeiten sind veranstaltet, 1000 Mann englischer Truppen nach Sydney gefandt, und bedeutende Summen bewilligt worden, um das wichtige Ereignis gebührend zu feiern. Der neue Bundesstaat, Commonwealth of Australia genannt, umfaßt 7,695.726 Quadratkilometer mit 4 Millionen Einwohnern. Die Fidjiiinseln, die schon früher ihre Neigung bekundet hatten, an einer Conföderation theilzunehmen, wurden kürzlich aufgefordert, sich an Neuseeland

anzuschließen, sie ziehen es nun aber vor, als besonderes Glied dem Bunde beizutreten. Schlußig gemacht haben sie sich noch nicht.

Die Ausgaben, die Neu-Süd-Wales mit seinen noch nicht 1,4 Millionen Einwohnern für das große Fest gemacht hat, sind gewaltig, man hat sie im Parlament zu Sydney auf 4 Millionen Mark veranschlagt, für Champagner allein sind 120.000 Mark angelegt. Anfangs hatte die Regierung nur von 400.000 Mark gesprochen. Aber wer hat nicht alles die weiteste Gastfreundschaft der Colonie genossen! Denn außer den 1000 Mann englischer Truppen sind auch indische Abordnungen, sowie Contingente aus allen übrigen australischen Colonien, Neuseeland eingeschlossen, sowie die vielen Vertreter der Regierungen und der Städte als Gäste betrachtet worden. Da wird es wohl ohne neue Anleihen in England nicht abgehen, und die öffentliche Schuld Australiens erreicht heute doch schon 3741 Millionen Mark!

Aber in Australien hat man sich nie um den Kostenpunkt lange den Kopf zerbrochen, für Preise in allen möglichen Wettkämpfen wurden ganz bedeutende Summen ausgeworfen, für die Illumination von Sydney 10.000 Mark, die Adresse, die man dem neuen Generalgouverneur überreichen will, hat 4000 Mark gekostet. Und für das Festgedicht, das unter den 400 eingesandten prämiirt wurde, mußte doch auch gezahlt werden.

Ob und was die übrigen Colonien oder Staaten, wie sie fortan heißen, zu diesen Ausgaben beitragen werden, ist fraglich. Man hat sie nicht um Rath gefragt und wird es wohl der führenden Colonie überlassen, die Gastfreundschaft allein zu tragen. Zudem dürften es außer den officiellen Vertretern nicht allzu viele gewesen sein, die sich den Luxus einer langen Reise nach Sydney gestatten konnten und wollten. Dazu kommt, daß die Aussicht in manchen Gegenden auf eine gute Ernte, ja überhaupt auf eine Ernte an Getreide und Wolle recht trübe ist. Kürzliche, langanhaltende Dürre, Heuschreckenfraß, wüthende Orkane, Hagelschlag haben Schäden angerichtet, die sobald nicht ausgeglichen sein werden.

Auf einer Viehstation am Cooper's Creek im Centrum Australiens verendeten so viele Thiere durch Futter- und Wassermangel, daß 10.000 Hörner und 15 Centner Haare gesammelt werden konnten. Das vordem blühende Dorf Birdsville, das geschäftliche Centrum eines ausgedehnten Districtes, der durch Kameelkarawanen einen regen Verkehr mit Süd-Australien unterhielt, ist ganz verödet. Selbst die fleißigen und genügsamen chinesischen Gärtner finden nicht mehr ihr Auskommen. Queensland hat sich eine Mörserbatterie angeschafft, in der verzweifeltsten Hoffnung, durch kräftige Salven den gargen Himmel zu zwingen, das ihm lange entzogene Naß zu spenden. Ob das helfen wird?

Und dabei hören neben den Heuschrecken auch die übrigen Feinde des Ansiedlers aus der Thierwelt nicht auf, gewaltigen Schaden anzurichten. In Queensland wurden im Jahre 1900 nicht weniger als 1,735.207 Stopfhäute (mit den Ohren) von Beuteltieren und einheimischen Hunden (Dingos) bei den Regierungsämtern eingeliefert und dafür an ausgelegten Belohnungen 887.840 Mark gezahlt. Diese Thiere gänzlich auszurotten ist möglich, das bleibt aber bei den von den Colonisten eingeführten Kaninchen ausgeschlossen. Von Osten her westwärts wandernd sind diese sich in Australien in wahrhaft erschreckender Weise vermehrenden, allen Pflanzenwuchs zerstörenden Thiere schon bei den Goldfeldern von Coolgardie in West-Australien angekommen. Selbst der trostlose breite Wüstenstrich, der diese Colonie von dem übrigen Australien trennt, hat ihren Marsch nicht aufgehalten. Als einzige Abwehr schlägt der Generalfeldmesser West-Australiens einen dichten Drahtzaun vor, der die ganze Colonie von Meer zu Meer zu dem östlichen Australien abschließen könnte. Die Strecke hat aber eine Länge von 1600 Kilometer, der Zaun würde die trostlose Wüstenregion durchziehen und müßte eine Riesensumme kosten. Daran ist also nicht zu denken. Während man arbeitete, würde ja auch die Kaninchenplage ungehindert in die Colonie einziehen.

Auch ist die finanzielle Lage dieser Colonie, wie auch mancher anderen, keineswegs mehr so günstig wie in früheren Jahren. Man hat sich zu Einschränkungen bequemen und überflüssige Beamte entlassen müssen. An solchen ist in Australien freilich kein Mangel. Oder man hat die viel zu hohen Gehälter heruntergesetzt. Denn Sparsamkeit ist dringend nöthig, zumal dem eben geschaffenen Bundesstaate eine neue, sehr beträchtliche Ausgabe nicht erspart bleiben kann.

Der neue Posten des Generalgouverneurs ist mit 200.000 Mark dotirt, das neue Ministerium ist zu bezulen, Gebäude für die Centralstelle, für das neue Parlament (Senat und Repräsentantenhaus) sind aufzuführen, und auch diese Volkstvertreter werden sich sicher eine „Entschädigung für ihre Dienste“ votiren, wie das in allen Colonien, vor kurzem erst auch in West-Australien, geschehen ist. Hier erhalten die Abgeordneten 4000 Mark jährlich, während andere Colonien sogar 6000 Mark bewilligt haben.

Dafür wollen die Australier den Gouverneuren der einzelnen Staaten an ihren Bezügen etwas kürzen. Einige erhalten 140.000, andere 100.000 Mark, das niedrigste Gehalt ist das des Gouverneurs von Tasmanien, 70.000 Mark. Demnach werden die Australier für den Generalgouverneur und die sechs Gouverneure 730.000 Mark aufzubringen haben. Canada zahlt seinem Generalgouverneur und seinen sechs Vizegouverneuren nur 484.000 Mark, und seine Bevölkerung ist um mehr als eine Million stärker. Diefem Beispiele wollen die Australier folgen; an eine Erhöhung der Bezüge der Gouverneure, wie Chamberlain das vorschlägt, denken sie nicht. Ganz im Gegentheil!

Der Erfolg, den die Australier mit ihren Forderungen gegenüber England errungen haben, durch deren Bewilligung sie eine fast vollständige Unabhängigkeit erlangten, hat ihnen den Muth zu neuen Wünschen gegeben. In Neuseeland verlangt man jetzt eine Vertretung durch selbstgewählte Männer in beiden Häusern des englischen Parlamentes, und in Australien stimmt man dem vollkommen zu. Man sieht, auch den Leuten im Antypodenlande kommt der Appetit mit dem Essen. Die Australier fangen an, sich zu fühlen, und wollen nicht mehr unter, sondern neben England stehen. E. Jung.

Die Colonialeisenbahnen Afrikas im Bereiche der europäischen Besitzungen. Nach den „Railway-News“ betrug die Gesamtbetriebslänge jener Colonialeisenbahnen in Afrika, welche im Bereiche der unter europäischer Oberherrschaft stehenden Gebietstheile sich befinden, 7937 englische Meilen (1 englische Meile ist rund 1,609 Kilometer). Für die Realisirung weiterer 4920 englische Meilen projectirter Eisenbahnen sind im Laufe des Jahres 1899 die Finanzirungstransaktionen eingeleitet worden. Diese bereits im Betriebe stehenden, beziehungsweise projectirten Eisenbahnlängen vertheilen sich auf die verschiedenen Gebietsheile wie folgt:

G e b i e t	(E n g l i s c h e M e i l e n)	
	Im Betriebe	Projectirt
1. Algier, Tunis	2361	690
2. Senegal, Sudan	276	224
3. Franz.-Guinea	—	342
4. Brit.-Guinea	35	163
5. Elfenbeinküste	—	208
6. Goldküste	42	82
7. Dahomey	—	497
8. Lagos (Elfenbeinküste)	43	143
9. Congostaat	249	1243
10. Portugiesisch-Congo	221	—
11. Deutsch-Westafrika	72	363
12. Caplandgebiete	4350	—
13. Uganda	288	644
14. Madagaskar	—	249

In dieser Reihe sind die Eisenbahnen Aegyptens sowohl wie jene der südafrikanischen Freistaaten nicht einbezogen, da diese, obgleich zum Theile mit europäischen Geldern erbaut und von Europäern betrieben, direct doch der Oberherrschaft afrikanisch-einheimischer Staaten-gebietsverwaltungen unterstehen.

Handel Nicaraguas im Jahre 1899. Das Jahr 1899 hat für den Handel des Freistaates Nicaragua zwar keinen weiteren Rückgang, aber auch keine merkbare Besserung gebracht. Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel aus Deutschland waren Strumpfwaren, Baumwollspitzen, Eisen- und Stahlwaaren, hauptsächlich Haier, Stacheldraht, Bier, Conserven, emaillirtes Geschir und Porzellanwaaren, Möbel, Lampen, Uhren, Wollstoffe, Drogen, Arzneien und Farben. Den wichtigsten Ausfuhrartikel bildet Kaffee. Die Ernte 1899 war infolge ungünstiger Witterung nur gering und betrug 85.000 Centner. Davon gingen nach Deutschland 45.000 Centner, nach England 15.000, nach Frankreich 15.000, nach Nordamerika 6000. Kautschuk, dessen Ausbeute sehr zurückgegangen ist, und Rohgold wurden nach den Vereinigten Staaten verschifft. Auch die Ausfuhr von Farb- und Edelhölzern hat infolge des Raubbaues sehr nachgelassen. Die Zuckerernte war größer als im Jahre 1898 und betrug 65.000 spanische Centner, von denen 26.000 Centner ausgeführt und der Rest im Lande verbraucht wurde. An Branntwein wurden im Jahre 1899 838.373 Liter aus dem Zuckerrohr gewonnen, von denen allerdings nur 18.737 Liter, und zwar größtentheils nach den benachbarten amerikanischen Staaten, zur Ausfuhr gelangten.

Die Bevölkerung des Deutschen Reiches. Das Gesamtergebnis der Volkszählung vom 1. December 1900 wies für das Deutsche Reich eine Bevölkerung von 56,345,014 Personen auf. Davon sind 27,731,067 männlich, 28,613,947 weiblich. Bei der Volkszählung vom

2. December 1895 ergaben sich 52,279.901 Einwohner, davon 25,661.250 männlich und 26,618.651 weiblich. In den fünf Jahren seit der letzten Volkszählung ist die Einwohnerzahl des Deutschen Reiches um rund 4 Millionen oder rund 7 $\frac{3}{4}$ Procent gewachsen.

Volkszählungsergebnis im Großherzogthum Baden. Nach den vorläufigen Ermittlungen des statistischen Landesamtes hatte das Großherzogthum Baden am 1. December 1900 eine ortsanwesende Bevölkerung von 1,866.584 Personen, wovon 925.670 oder 49,6 Procent dem männlichen und 940.914 oder 50,4 Procent dem weiblichen Geschlecht angehören. Gegen 1895 hat die Einwohnerzahl des badischen Landes demnach eine Vermehrung von 141.120 Seelen oder 8,18 Procent erfahren. Es ist dies sowohl absolut als auch verhältnismäßig jährlich die größte Zunahme seit 1828. Damals betrug die Einwohnerzahl des Großherzogthums 1,176.075. Seit jener Zeit ist die Bevölkerung des Landes demnach um mehr als die Hälfte (genauer um 58,7 Procent) und seit der Gründung des Deutschen Reiches (1871) um mehr als ein Viertel (27,7 Procent) gestiegen.

Die Selbstmorde in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die „Statistische Revue“ in Nord-Amerika veröffentlicht die Selbstmorde in 14 großen Städten seit dem Jahre 1870. Unter 100.000 Einwohnern kamen Selbstentleibungen vor:

1870 — 8,7	1878 — 11,6	1886 — 13,6	1894 — 18,8
1871 — 8,5	1879 — 10,6	1887 — 13,7	1895 — 18,3
1872 — 10,7	1880 — 11,4	1888 — 14,2	1896 — 18,9
1873 — 10,3	1881 — 12,8	1889 — 14,2	1897 — 19,6
1874 — 12,1	1882 — 14,3	1890 — 15,8	1898 — 20,5
1875 — 11,9	1883 — 12,6	1891 — 15,7	1899 — 18,2
1876 — 11,7	1884 — 14,1	1892 — 15,3	
1877 — 12,5	1885 — 13,1	1893 — 18,5	

Die Gesamtzahl der Selbstmorde, welche dieser Statistik zugrunde gelegen haben, beläuft sich auf 28.563. Das größte Contingent wird durch die Städte New-York und Chicago geliefert:

	Zahl der Selbstmorde New-York	Chicago	
1870 bis 79	1369	461	
1880 „ 89	2063	1066	
1890 „ 99	3508	3132	Stf.

Die Eisenbahnen in Rußland am Beginne des Jahres 1900. Das russische Eisenbahnetz zählte nach dem „Russischen Regierungsanzeiger“ am 1. Januar 1901 49.000 Werst (1 Werst = 1,067 Kilometer), wovon 8331 Werst zweigleisig waren. Von dem Gesamt-netze standen 24.049 Werst überhaupt und hierbon 6756 Werst zweigleisige Strecken im Betriebe der Staatsverwaltung, während 15.730 Werst, darunter 1483 zweigleisige Strecken, von Privat-Eisenbahn-Gesellschaften verwaltet wurden; an Localbahnen waren 746 Werst und an Kreisbahnen im asiatischen Rußland 5938 Werst vorhanden. Zur selben Zeit waren 10.032 Werst Eisenbahnen im Baue begriffen, von denen ein Theil inzwischen bereits in Betrieb gesetzt ist. Weiters waren am 1. Januar 1901 auch 2157 Werst Eisenbahnen für den Bau genehmigt.

Der Kohlenverbrauch Deutschlands. Wie groß der Kohlenverbrauch Deutschlands ist, davon kann man sich eine klare Vorstellung machen, wenn man annimmt, daß der Verbrauch des Jahres 1897 (rund 122,484.000 Tonnen) in Eisenbahnkohlenwagen von normaler Tragfähigkeit (10 Tonnen) verladen würde. Dies ergäbe 12,224.800 Wagen und bei einer Länge jedes Wagens von Puffer zu Puffer von rund 8 Meter, eine Längenentwicklung der hintereinander gestellten Wagen von 97.798,400 Kilometer, d. i. fast 2 $\frac{1}{2}$ mal so lang als der Umfang der Erde mit rund 40.070 Kilometer und mehr als doppelt so lang als die Bahnlänge des Deutschen Reiches von 47.062 Kilometer im selben Jahre. In Züge zu 50 Wagen abgetheilt, wären 244.456 Züge oder täglich 670 Züge zur Fortschaffung dieser Massen nöthig.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Joseph Jekelsalussy de Jekel- et Margittsalva.

In Budapest verschied am 12. Februar 1901 als ein Opfer der damals dort herrschenden Influenza der geschätzte Statistiker, Chef des ungarischen statistischen Landes-Centralamtes,

Ministerialrath Dr. Joseph Jekelsalussy de Jekel- et Margitsfalva. Der verdienstvolle Gelehrte, der sich auf dem Gebiete der Statistik einen weitreichenden Ruf verschaffte, wurde am 9. October 1849 zu Rimabombat (ehemals Groß-Steinfeldsdorf) im ungarischen Comitat Gömör an der Rima als Sohn eines Gutsbesitzers geboren. Nach Abolvirung seiner Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt und Budapest studirte er daselbst Jus. Schon während seiner Studienzeit mit großem Eifer statistischen Arbeiten sich hingebend, wurde er nach den mit Auszeichnung abgelegten staatsrechtswissenschaftlichen Prüfungen im Jahre 1871 als Praktikant an dem damals organisirten statistischen Landesbureau angestellt.

Im Jahre 1881 wurde Dr. v. Jekelsalussy Ministerialsecretär und im Jahre 1886 sehen wir ihn bereits als Titular-Sectionsrath, im Alter von kaum 37 Jahren. Da er sich als solcher zu wiederholtenmalen durch sein gründliches Wissen auszeichnete, berief ihn die Regierung 1888 als Vicedirector des statistischen Landesbureaus unter gleichzeitiger Er-



Joseph Jekelsalussy de Jekel- et Margitsfalva.

ennung zum wirklichen Sectionsrath. Nach dem Ableben des am 18. Juli 1833 zu Preßburg geborenen damaligen Directors dieser Anstalt, Karl Keleti, wurde Jekelsalussy zum Ministerialrath und Director des statistischen Centralamtes ernannt. Das statistische Centralamt, welches sich in Ofen befindet, verdankt ihm auch seine Neuorganisation.

Seine vielseitige, unermüdlige Thätigkeit wurde auch vom Kaiser durch Verleihung des Franz Joseph-Ordens und später durch die des Leopold-Ordens ausgezeichnet.

Jekelsalussy war Mitglied der staatswissenschaftlichen Prüfungscommission an der Universität, des statistischen Landesrathes, des internationalen statistischen Institutes, sowie mehrerer wissenschaftlicher Vereine. Im Jahre 1888 wählte ihn die Akademie zum correspondirenden und 1893 zum ordentlichen Mitgliede.

Von seinen zahllosen, zum größten Theile statistischen Werken verdienen unter anderen „Die Hausindustrie Ungarns“ und die „Bevölkerungsstatistik Ungarns“ Erwähnung. Eines seiner letzten namhaften Werke war das im Millenniumsjahre erschienene Gedenkbuch „Der tausendjährige ungarische Staat und sein Volk“, welches auch in mehrere Sprachen überetzt wurde.

Vermählt war Dr. Jekelsalussy mit Elsa geb. v. Bodhorsky, einer durch ihre vorzüglichsten Charaktereigenschaften und Geistesgaben ausgezeichneten Dame, mit der er in glücklichster Ehe lebte und die ihn mit der liebevollsten Hingebung während seiner Krankheit pflegte.

Das Leichenbegängnis Jekelsalussy's gestaltete sich zu einer imposanten Trauerkundgebung. Die Einsegnung der Leiche vollzog der Gänzer Pfarrer Victor Kubinyi, ein Verwandter des Verbliebenen, unter großer Assistenz. Die Beisetzung der Leiche fand in Lonto (Gonter Comitai) in der dortigen Familiengruft statt.

Die Nachricht von dem Tode des allverehrten Mannes hat in den weitesten Kreisen aufrichtiges Beileid hervorgerufen. In ihm verlor die ungarische Gelehrtenwelt eine ihrer schönsten Zierden.

J. D.

Todesfälle. Einer der bekanntesten französischen Geographen, Ludovic Drapeyron, am 26. Februar 1839 in Limoges geboren, ist am 9. Januar 1901 in Paris gestorben. Lebenslauf und Bildnis des um die Pflege der Erdkunde in Frankreich hochverdienten Mannes finden unsere Leser in der „Rundschau“, XI. Jahrg., S. 520 ff.

Der berühmte schweizerische Professor der Botanik Adolf Spulher, welcher zu wissenschaftlichen Zwecken Mitte März 1901 den Monte Negro bei Ventimiglia bestieg, stürzte von einer Felswand ab und blieb mit zerschmetterten Gliedern todt liegen.

Der Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, Hofrath Ottomar von Volkmer, welcher sich um die Reproduktionstechnik der Militärkarten verdient gemacht hat, am 7. Mai 1839 zu Linz geboren, ist am 20. Januar 1901 gestorben. Sehr geschätzt wird sein Buch „Die Technik der Reproduktion von Militärkarten und Plänen nebst ihrer Vervielfältigung“ (Wien 1885).

Dr. Konrad Mattered, ordentlicher Universitätsprofessor in Wien, besonders durch seine Untersuchungen der Chemie des Meerwassers bekannt geworden, am 22. Juli 1860 zu Wien geboren, starb daselbst Mitte Februar 1901.

Der beste Kenner der nordfriesischen Halligen, der Lehrer Jakobsen auf der Hallig Hooge, ist jüngst gestorben. Jakobsen hat auf dieser einsamen Hallig 35 Jahre als Lehrer gewirkt, und er war in der wissenschaftlichen Welt seit langem als „Hallig-Autorität“ anerkannt. Als vor mehreren Jahren die preussische Regierung die ersten Arbeiten zum energischen Schutze dieser Inselwelt in Angriff nahm, wurde Jakobsen in jeder Weise zu Rathe gezogen. Der Verstorbene hat fördernd mitgearbeitet an dem von Dr. Paul Knuth herausgegebenen Werke zur Erforschung der Flora der Halligen, und er war auch bei der Herausgabe seiner großen Arbeit über die Halligen in jeder Weise dienstbar.

Hermann Costenoble, der weitbekannte Verlagsbuchhändler in Jena, dessen Verlag zu einem Mittelpunkt für die Drucklegung von Reiseverken wurde, so derjenigen von Gerstäcker, Livingstone, Schlagintweit, Walfer u. s. w., 1826 zu Magdeburg geboren, starb in Jena in der Nacht zum 26. Februar 1901.

Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen.

Europa.

Landgewinnungsarbeiten an der Westküste Schleswig-Holsteins. An der Westküste Schleswig-Holsteins werden seit einigen Jahren Landgewinnungsarbeiten betrieben, die von sehr großer Bedeutung sind. Das Ziel dieser Arbeiten ist nichts geringeres als das ganze Gebiet, in dem die schleswigischen Nordfriesen gelegen sind, dem Meere abzugewinnen und zu einem weiten Felde fruchtbarer, kultivirten, gegen die See geschützten Marschlandes zu machen. In früherer Zeit hat das Festland Schleswig-Holstein sich etwa fünf Meilen weiter westwärts erstreckt. Verheerende Sturmfluten haben den fruchtbaren Boden fortgerissen und die jetzigen Watten sind nichts anderes als das vom Meer geraubte Marschland. Die Landgewinnungsarbeiten bestehen in Vorkehrungen, durch welche der längs der Küste und zwischen den Inseln und Halligen hindurch streichende Strom des mit der Flut auflaufenden Meeres unterbrochen, dasselbe zum Stillstand und damit zum Absetzen der mitgeführten Sinstoffe

gebracht wird. Das geschieht zunächst in der Weise, daß die im Battenmeer liegenden unaufröhlich von der See benagten Inseln und Halligen durch Steindossirungen gegen weiteren Abbruch geschützt und dann allmählich feste Dämme von Insel zu Insel oder von Insel zum Festlande geschlagen werden. Je mehr Dämme das Wattengebiet durchziehen, desto geringer wird der Strom des Flutwassers, desto sicherer werden die einzelnen Dämme und desto rascher erfolgt die Verlandung. Wenn man bedenkt, daß jedes Hektar gewonnenen Marschlandes einen Werth von 2000 bis 3000 Mark vorstellt und im ganzen etwa 250.000 Hektar Land zu gewinnen sind, so wird man die Bedeutung dieser friedlichen Vandalenarbeiten ungefähr schätzen können.

Brücke über den Kleinen Belt. Eine Brücke über den Kleinen Belt wird geplant, um den ständig wachsenden Verkehr zwischen Deutschland und Dänemark zu erleichtern. Die Kosten dieses Unternehmens sind auf etwa 20.000.000 Mark veranschlagt worden. Der Kleine Belt verbindet bekanntlich ebenso wie der Große Belt nebst dem Sund die Ostsee mit der Nordsee. Er trennt die Insel Fünen von Jütland und Schleswig und ist 0,6 bis 15 Kilometer breit. Die größte Tiefe des Kleinen Belt ist annähernd 26 Meter. Wegen der heftigen Strömungen und der vielen Krümmungen ist der Kleine Belt sehr schwer zu befahren, so daß die Herstellung einer Brücke von größtem wirthschaftlichen Vortheil sein dürfte. Als Ueberfahrtsorte dienen zur Zeit Middelfort, Assens und Jaaborg. Die engste Stelle des Kleinen Belt befindet sich bei der Festung Fredericia, in deren Nähe wohl auch die Neuanlage hergerichtet werden wird. Bisher wurde der gesammte Transport durch eine Fähre bewerkstelligt, die indessen den Anforderungen des Handels und des Verkehrs immer weniger entsprach.

Ein Brodengespenst im Tieflande. Professor Dr. Vork aus Friedenau bei Berlin berichtet in der „Meteorologischen Zeitschrift“, daß er am 19. Juli 1900 um 4 Uhr 15 Minuten morgens auf der Chaussee zwischen Kroppen und Grünberg auf einer Radfahrt mit seinem Sohne ein schönes Brodgespenst beobachtet habe, wie man es gewöhnlich nur auf isolirten Bergspitzen zu sehen bekommt. Die Chaussee läuft etwas stark erhöht zwischen den Oderwiesen, auf denen ein tiischhoher Morgennebel lag. Die eben aufgegangene Sonne zeichnete die Büsten der Radfahrer als scharfe Schattenrisse auf den Nebel; alle fünf Finger der emporgehobenen gepreizten Hände waren deutlich zu erkennen. Die beiden Köpfe waren von einem farblosen, prachtvoll leuchtenden Glorienschein umfrahlt, dann folgte nach außen je ein dunkler Ring und darauf je ein prächtiger Regenbogenring mit leuchtenden Farben, das Roth nach außen. Jeder der beiden $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter voneinander entfernt stehenden Beobachter sah die beiden Schatten mit dunklem Ring und Regenbogen gleich deutlich, aber keine Spur von einem Schatten der Chausseebäume. Nach rund einer Minute verschwand die ganze Erscheinung sehr schnell und blieb verschwunden, während der weiße Nebel noch immer auf der Wiese lag und die Sonne aus völlig wolkenlosem Himmel weiter leuchtete.

Das Elchwild in Ostpreußen. Das Elchwild in der Provinz Ostpreußen concentrirt sich im Regierungsbezirk Gumbinnen auf die Oberförstereien Ibenhorst und Tawellningken, welche eine zusammenhängende Fläche von rund 15.000 Hektar umfassen. Wenige Stücke Wechselwild haben noch die Oberförstereien Wilhelmsbruch, Schnecken und Dingken. Nach Ablauf des Winters 1900 wurden an Standwild 187 Stück bestätigt. Es wurden 4 Stück Elchwild abgeschossen; der sonstige Abgang betrug 25 Stück. Im Regierungsbezirk Königsberg vertheilte sich das Elchwild auf eine Fläche von rund 80.000 Hektar, die sich in 16 Revieren innerhalb fünf landrätthlicher Kreise befinden. Es wurden hier am 1. Mai 1900 150 Stück bestätigt. Abgeschossen wurden 6, der sonstige Abgang betrug 10 Stück. Im Ganzen stellte sich danach der Bestand des Elchwildes Ausgang 1900 auf 337 Stück, wovon 45 Stück abgingen, so daß der eigentliche Bestand 292 Stück betrug. Dazu kommen noch 60 bis 70 Kälber des Jahres 1900, so daß der gegenwärtige Bestand etwa 350 Elche betragen dürfte.

Ein meteorologisches Observatorium auf dem Donnerberg in Böhmen. Der Teplitzer Gebirgsverein hat eine Action eingeleitet, welche die Erbauung eines meteorologischen Observatoriums auf dem 835 Meter hohen Donnerberge (Millechauer) bezweckt. Der Verein hat vom Besitzer des Donnerberges, Grafen Johann Ledebur, eine Grundfläche von 306 Quadratklastern von dem dem obersten Gipfel bildenden Plateau zum Zwecke der Errichtung des Observatoriums käuflich erworben. Der Donnerberg, welcher vollkommen isolirt, etwa 700 Meter frei aufsteigt, fast knapp an der Bahnstrecke Teplitz-Neichenberg liegt und das ganze Jahr bewirthschaftet wird, eignet sich vorzüglich zur Errichtung einer meteorologischen Beobachtungsstation.

Anpflanzung von Bädern in Griechenland. Wer die Küsten und Länder des östlichen Mittelmeeres bewundert hat, wird einen Reiz vermißt haben, der namentlich der deutschen

Landschaft eigenthümlich ist: den Wald. Abgesehen von dem Athosberge, der noch in voller Waldkraft prangt, sind die Klüften abgeholzt und haben nur noch Cypressen und Delbäume aufzuweisen. Ganz besonders traurig liegen diese Verhältnisse in Griechenland, wo man weder für die Schönheit, noch für den Nutzen der Wälder bisher Verständnis bekundet hat. Was noch in einigen Theilen Griechenlands an Waldungen vorhanden war, ist in den letzten Jahrzehnten niedergebrannt, meist durch die Leichtfertigkeit von Hirten, die für ihre Herden frische Weideflächen gewinnen wollten. Wie nunmehr aus Athen gemeldet wird, hat die Kronprinzessin Sophie das Protectorat über einen neuen „Verein von Waldfreunden,“ übernommen, der sich hauptsächlich die Aufgabe stellt, den Sinn für die Nützlichkeit der Wälder in den weiteren Kreisen des Volkes zu wecken und durch Zweigvereine in allen Provinzen auszubreiten. In Athen hat der Verein bereits begonnen, die benachbarten Hügel aufzuforsten.

Staubfall aus der Sahara. Eine ganz eigenartige Naturerscheinung wurde am 10. März 1901 in Sicilien und Süditalien beobachtet. Ueber Palermo bedeckte eine röthliche Wolke den ganzen Himmel, der tieferertheil erschien. Dazu wehte ein bestiger Südwind. Die gefallenen Regentropfen hatten das Ansehen geronnenen Blutes. Diese unter dem Namen „Blutregen“ bekannte Erscheinung, die in ganz Sicilien bemerkt wurde, wird auf den afrikanischen Wüstenland zurückgeführt, der vom Winde herüber getrieben worden ist. In Rom war der Himmel gelb gefärbt und es herrschte starker Scirocco. In Neapel fiel Sandregen und um 5 Uhr nachmittags gewahrte man bei tiefrothem Himmel das Schauspiel der Fata Morgana. In Obersteiermark wurde am 11. März eine dicke Schicht röthlichen Schnees gesehen.

Die Eisenbahn auf den Mont-Blanc. Die ersten Versuche, die mit der elektrischen Bergbahn von Le Fayet nach Chamoni (20 Kilometer) vorgenommen wurden, sind glänzend gelungen, so daß der Betrieb schon im nächsten Frühjahr aufgenommen werden kann. Die neue Bahnstrecke, welche die allbekannte Bergstraße über Saint-Gervais nach Chamoni ersetzt, ist ein wahres Meisterwerk moderner Technik und führt über eine stattliche Anzahl romantischer Abgründe und schöne Aussichtspunkte. Der Besuch von Chamoni, von wo aus die schönen Ausflüge nach dem „Eismeer“, den „Bozons“ und natürlich auch auf den Mont-Blanc unternommen werden, wird dank der elektrischen Bahn erheblich zunehmen.

Asien.

Nachricht von Sven Hedin. Freiherr v. Nischhofen theilte den geographischen Gesellschaften mit, daß er einen vom 28. October 1900 datirten Brief von Sven Hedin aus Termilk erhalten haben. Hedin erzählt darin, daß er eben von seiner Sommerexpedition zurückgekehrt sei, welche er Ende Juni angetreten und die ihm eine Fülle wissenschaftlichen Materials einbrachte. Er hat 1552 Kilometer zurückgelegt in zumeist bisher unbekanntem Gebiet. Drei Monate verbrachte er in einer Höhe von 5000 Meter, wobei er ungewöhnlich starkem Schnee- und Hagelsturm ausgesetzt war. Er konnte dabei interessante Beobachtungen auch über das Leben in großen Höhen sammeln. Es sind jedoch ein Diener und zwölf Karawanenthiere den Strapazen erlegen. Für anfangs November plante Sven Hedin eine neue Expedition, welche jedoch nur auf 25 Tage berechnet war, wobei er viele Pässe zu überschreiten hatte. Für December hatte er wieder eine große Wüstenreise bis zu den Ruinen in der Lobwüste vor, wo er auch den alten trockenen See studiren wollte. „Die andere Hälfte der Karawane geht fast gleichzeitig nach Tarhkit“ — bemerkt der Bericht weiter — „wo wir uns im Frühling wieder sehen und wohin meine Post gelangt. Für jede Excursion sind immer neue Diener und frische ausgesuchte Thiere bestimmt, denn wechselweise ist jeberzeit die Hälfte auf Reisen, die andere Hälfte in Ruhe. Ich selbst bin aber immer auf Reisen.“

Steigen des Spiegels des Todten Meeres. Von dem Todten Meere kommt die mit anderen neueren Meldungen (vgl. „Rundschau“ Jahrg. XXII, S. 186) im Widerspruch stehende merkwürdige Nachricht, daß der Spiegel desselben in den letzten Jahren in starkem Steigen begriffen sei. Als Beweise dafür führt Gray Hill, von dem die Nachricht stammt, nach dem „Globus“ an, daß Ruin el Wahr, das als Insel nahe der Jordanmündung lag, in den letzten Jahren unter dem steigenden Wasser verschwunden sei. Bei der Jordanmündung nördlich vom Nordrande ist jetzt eine weite Lagune entstanden, und zwar auch dadurch, daß das Wasser gestiegen ist und einen Theil des Deltalandes des Jordans überschwemmt hat. Am Südrande befinden sich an der Ost- und Westseite zwischen den steilabfallenden Felsen und dem Ufer breite Strecken Sandstrandes, die jetzt auch unter Wasser sind, so daß das Wasser schon am Fuße der Felsen steht. Der Spiegel fällt nicht im Sommer, so daß nicht

etwa der Regenfall einer Jahreszeit die Ursache ist, sondern eine Vergrößerung des Wasserzuflusses im allgemeinen in den letzten Jahren zur Erklärung herangezogen werden muß. Hill macht vulkanische Thätigkeit dafür verantwortlich, die den Boden des Todten Meeres gehoben hat.

Afrika.

Durchquerung der Sahara im Luftballon. Das Project einer Durchquerung der Sahara im Luftballon beschäftigt die Franzosen seit einer Reihe von Jahren. Die Unzulänglichkeit des Ballonmaterials in Bezug auf Gasdichte und die mangelnden Erfahrungen über Dauerfahrten ließen den Plan nicht zur Ausführung kommen. Neuerdings hat sich wieder der Pariser Aéroclub mit diesem Project befaßt und geht damit um, den Plan seiner Verwirklichung entgegenzuführen. Es wird vorgeschlagen, von Gabès an der Küste von Tunis in der Richtung über Ghadames bis an den Niger, etwa bei Timbuktu, zu fliegen, da die Beobachtung gemacht ist, daß die Winde in dieser Richtung ziemlich beständig wehen. Die Gesamtlänge dieser Strecke beträgt 2300 Kilometer. Die Messungen haben ergeben, daß fast 3 Monate lang der Wind mit ziemlicher Beständigkeit in einer Geschwindigkeit von 8 Meter pro Secunde weht, so daß also ein Freiballon in 80 Stunden diese Strecke zurückgelegt haben kann. Es ist nun noch die wichtige Frage zu erörtern, ob ein Ballon sich circa 100 Stunden in der Luft halten kann! Es kommt dabei in Betracht, daß man versuchen muß, sich unbedingt etwas von den Strahlungseinflüssen der Sonne frei zu machen, und ihre Wirkung auf andere Weise auszugleichen als durch Ballastwerken oder Gasauslassen. Dies kann man in bedingtem Maße durch die Anwendung von mehreren schweren Schleppseilen, wie es Andree vorgeesehen hatte. Bei Andree wurde die Sache dadurch verfehlt, daß infolge eines Versehens ein großer Theil dieser Tane zurückgelassen wurde. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Der Ballon wird so schwer mit Ballast gemacht, daß ein Theil der Tane noch auf der Erde schleppt. Wenn nun durch Erwärmung des Gases der Ballon größeren Auftrieb erhält, so muß er infolge des Höhersteigens einen Theil der Schlepptaue von der Erde frei machen und wird dadurch um so viel schwerer, als er mehr Auftrieb erhalten hat. Wenn der Ballon Tendenz zum Fallen erhält, so erleichtert er sich am Gewicht, weil ein Theil der Tane mit ihrem Gewicht wieder auf die Erde zu liegen kommt. Die Reibung spielt hierbei auch noch eine gewisse, aber nur untergeordnete Rolle; mehr kommt sie bei der Geschwindigkeit der Fahrt in Betracht. Man kann auf diese Weise den ganzen an Bord befindlichen Ballast lediglich dazu verwenden, die Wirkung der Diffusion des Gases aufzuheben. Die Franzosen rechnen mit einer Verminderung der Geschwindigkeit infolge der Reibung um 3 Meter pro Secunde, so daß also die genannte Strecke in circa 130 Stunden zurückgelegt sein würde. Selbstverständlich ist es hierbei erforderlich, den Füllanstaz, der bei Freiballons stets offen gehalten wird, zu schließen, damit der Wind nicht etwa Gas aus dem Ballon drücken kann. Die Aussicht auf Erfolg hängt natürlich lediglich vom Wind ab; flaut der Wind plötzlich während der Fahrt ab, so kann das für die Luftschiffer sehr verhängnisvoll werden.

H. Fischer's Forschungsreise nach Marokko. Ueber die neue Forschungsreise des Professors Theobald Fischer aus Marburg, die wir bereits kurz angekündigt haben (vgl. S. 284), bringen wir noch einige nähere Angaben. Diese Reise soll in Mogador, dem Hafen der Hauptstadt Marakech (Marokko), ihren Ausgangspunkt nehmen und von dort aus nach Norden gehen. Die Expedition wird auf das sorgfältigste vorbereitet. Der Sultan von Marokko hat bereits für Professor Fischer den sicheren Geleit und die Verpflegung der Expedition gewährleistenden Schutzbrief zur Verfügung gestellt. Dem Professor Fischer werden sich diesmal noch Dr. Weisgerber, der schon längere Zeit in Marokko gelebt hat und Leibarzt des Großveziers war, und Dr. G. Kampfmeyer, Privatdocent der semitischen Sprachen an der Universität Marburg, anschließen. Die Expedition bietet reiche Gelegenheit zu den verschiedensten und interessantesten Studien und Beobachtungen, die ein Gelehrter unternehmen kann, wenn er, wie Dr. Kampfmeyer, über Kenntniß der Landessprache verfügt. Im Norden soll die Reise auch durch ehemals römische Gebiete gehen, durch Mauretania Tingitana, wo die Städte Banasa, Gontiana, Volubilis u. s. w. lagen. Hier hat man schon wiederholt römische Denkmäler und Inschriften gefunden.

Die Congozwerge. Sir Harth Johnston, der britische Commissär für Central-Afrika, hat auf einer vor kurzem beendigten Forschungsreise denjenigen Theil der Congogebiete genauer studirt, welcher sich vom Becken des Ziuri bis zum Semliki erstreckt. Er hat dabei besonders die bisher noch wenig bekannten Regierzwerge studiren können, die jene Gegenden bewohnen. Wie bereits andere Forscher berichtet haben, hat auch Johnston zwei ganz voneinander geschiedene Zwergtypen angetroffen. Die eine Gattung hat eine schwarze Hautfarbe

und schwarze krause Haare; die andere eine röthlich-gelbliche Hautfarbe und dunkelgelbe Haare. Sie haben keine eigene Sprache, sondern haben ihren Wortschatz den Negern entlehnt, die um sie herum wohnen, natürlich haben sie die einzelnen Wörter modificirt. Alle die von Johnson ins Gepräch gezogenen Negerzwerge zeigten in ihrer Sprache entweder Wortstämme der Bubasprache oder der Kibirasprache. Auffallend bei diesem afrikanischen Zwergvolke ist der eigenartige „Hiatus“, den es beim Sprechen zeigt. Derselbe ähnelt sehr dem „Klick“ der Buschmänner und der Hottentotten; auch nehmen diese Neger beim Sprechen einen singenden Ton an. Ihre Physiognomie unterscheidet sich deutlich von der ihrer Nachbarn durch die große plattgedrückte Nase und die Ähnlichkeit ihres Gesichtsausdruckes mit dem Affen. Sie besitzen im allgemeinen eine ziemlich große Intelligenz und sind lustigen Wesens. Sie führen Tänze auf, wobei sie zierliche Bewegungen und Sinn für Rhythmus zeigen.

Amerika.

Das Ende der Gemeinde Zoar. Man schreibt aus New-York: Eines der interessantesten Städtegebilde in den Vereinigten Staaten, die religiös-communistische Gemeinde Zoar, ist nach fast hundertjährigem Bestande in den letzten Tagen aufgelöst worden, nachdem schon seit langer Zeit ein unaufhaltsamer Verfall dieser Vereinigung zu beobachten war. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wanderte unter der Leitung des Volksschullehrers Joseph Bäumeler ein ganzes württembergisches Dorf aus. Die Dorfbewohner bekannten sich durchwegs zu einem mit der Landesreligion im Widerspruche stehenden Glauben und weigerten sich gleichzeitig, Militärdienste zu verrichten. Um den vielfachen Placereien, welchen sie deswegen ausgesetzt waren, zu entgehen, beschloßen sie, gemeinsam nach Amerika zu übersiedeln. Die Auswanderer hatten eine sehr beschwerliche Reise zu bestehen und konnten erst nach 90 Tagen in Philadelpia landen. Im gemeinsamen Zuge wanderten sie dann über Cleveland nach Ohio, wo sie sich in dem Tuscarawas-Thale niederließen und den großen Grundcomplex von 5600 Acres kauften. Hier wurde nun die „separatistische Gesellschaft von Zoar“ auf streng communistischer Grundlage gegründet. Die Regierung wurde dem bewährten Führer Bäumeler unter gleichzeitiger Verleihung des Königsittels überwiesen, der denn auch ein strenges Regiment bis zu seinem Tode im Jahre 1853 führte. Sein Freund, der Gastwirth und Thierarzt Kreuzner, wurde sein Nachfolger in der Königswürde, die er bis gegen das Ende der Sechzigerjahre innehatte. Auch die zweite Generation hielt noch an den strengen Sitten der Väter fest. In der dritten und vierten Generation aber brachen sich modernere Anschauungen Bahn. Ein Theil der Colonie, welche mittlerweile auf 300 Familien angewachsen war, verließ dieselbe und verlangte gleichzeitig ihren Antheil an dem gemeinsamen Vermögen. Infolge dessen mischten sich die Angelegenheiten Zoars ein, und die Gefahr lag nahe, daß das ganze separatistische Gemeinwesen von einer Schaar amerikanischer Advocaten bis auf den letzten Baum aufgezehrt werde. Um dieses zu vermeiden, wurde endlich der Beschluß gefaßt, die bisherige Regierung aufzulösen und Zoar mit einem modernen Bürgermeister und dem entsprechenden Beamtenpersonal als rein amerikanische Stadt wieder aufleben zu lassen. Gleichzeitig erfolgte die Vertheilung von 7000 Acres Landes unter die verbleibenden Mitglieder, die außerdem aus dem Gemeindevermögen durchschnittlich 5000 Dollars auf den Kopf erhielten. Die neue Stadt Zoar, deren Umgang- und Geschäftssprache übrigens auch heute noch das Deutsche ist, ist vorläufig wenigstens, so lange noch kein Zugzug von fremden Elementen erfolgen wird, ein Gemeinwesen, in welchem es ausschließlich wohlhabende Bürger giebt.

Das Alter der Riesenbäume Californiens. In der Zeitschrift „Science“ hat Professor Bessey das Resultat seiner Messungen veröffentlicht, die er an den californischen Baumriesen vorgenommen hat. Mit der größten Sorgfalt hat er die concentrischen Jahresringe gezählt und hat als Maximum die Zahl 1147 erhalten. Das Exemplar, das dieses hohe Alter aufwies, faßte 7,62 Meter im Durchmesser und 91,5 Meter in der Höhe. Professor Bessey glaubt übrigens nicht, daß es Bäume giebt, die, nach der bisherigen Annahme der Botaniker, 2000 Jahre alt sind. De Candolle, der berühmte Forscher, hatte bekanntlich den Cedern im „Park des Montezuma“ in der Nähe der Stadt Mexico, die 1842 nach De Candolle's Messung 12 bis 15 Meter im Durchmesser hatten, ein Alter von über 2000 Jahren zugesprochen. Nach den neuesten Messungen dürfte also ungefähr die Hälfte der Jahre das Richtige treffen.

J. Koslowsky's Forschungen im südwestlichen Argentinien. Der bekannte Naturforscher Julio Koslowsky ist seit drei Jahren in Chubut im südwestlichen Theile Argentinien's beschäftigt. Er befaßt sich daselbst, wie früher in anderen Landestheilen, mit der naturwissenschaftlichen Erforschung der Gegend; er hat sich die Erforschung des Andengebietes in gewissen

Theilen Patagoniens zur speciellen Aufgabe gemacht und infolge dessen sehr reichhaltige und werthvolle Sammlungen, insofern sie die Fauna und Flora des Gebietes nördlich vom Lago Buenos Aires betreffen, angelegt. Außerdem ist dort eine vollständige meteorologische Station von der nationalen Centralstation in Cordoba eingerichtet worden, so daß alles Nöthige zur gründlichen physischen Erforschung jener Region vorgeesehen ist. Namentlich ist es von Interesse, daß Koslowsky drei Winter dort verbracht hat und infolgedessen mit dem dortigen Klima ganz vertraut ist, welches zu kennen namentlich für diejenigen von großer Wichtigkeit ist, die sich in Patagonien niederzulassen gedenken. Das Klima im Winter schildert er als ganz milde und namentlich für Viehzuchtansiedlungen geeignet.

Geographische und verwandte Vereine.

N. I. Geographische Gesellschaft in Wien. Am 26. Februar 1901 fand in der Geographischen Gesellschaft eine Monatsversammlung statt, in welcher Dr. Breitenstein einen Vortrag über Sumatra hielt. Dr. Breitenstein weilte als holländischer Militärarzt durch 21 Jahre auf den großen Sundainseln. Er ist daher ein genauer Kenner der holländischen Besitzungen in Ostindien, und aus seiner Feder stammen größere Werke über Java und Borneo. Das große Sumatra ist noch sehr wenig erforscht. Es herrschen dort noch vier Sultane, aber nur der von Atjeh ist ganz selbständig. Atjeh ist der nördliche Theil von Sumatra, fälschlich wird es oft Atschin genannt. Die Bevölkerung der Insel wurde im Jahre 1897 von der holländischen Regierung auf 3,171,893 Seelen geschätzt. Zuverlässig war aber hiervon nur die Zahl der Europäer, die ohne Garnison 7168 betrug. An der Westküste zieht sich eine lange Bergkette hin. Ihre höchsten Gipfel befinden sich im Gebirge von Padang, doch sind sie nur 1234 Meter hoch. Der höchste Berg ist im Nordosten und mißt 2172 Meter. Sumatra ist sehr reich an Gold. Die Eingeborenen gewannen bisher das Gold nur durch Wäschereien des Flußlandes. Dies allein schon ergab einen außerordentlichen Goldreichtum. Die Goldschmiedekunst steht daher bei den Eingeborenen in hoher Blüthe, man findet zahlreiche goldene Gefäße und Zierrathe. Der Goldschmuck besteht hauptsächlich aus kunstvollen Filigranarbeiten. Die Töchter der Häuptlinge haben ihre Röcke und Kopftücher mit Goldblumen gestickt. Diese jungen Damen werden Mullis genannt. Dr. Breitenstein wohnte in der Provinz Lampong einem großen Feste bei, wo die Mullis einen Tanz aufführten. Sie erschienen dazu festlich gekleidet, und jede hatte für mindestens zweitausend Gulden Goldzierrathe an ihrem Gewande angehängt. In der Provinz Lampong sah auch Dr. Breitenstein im Jahre 1885 unweit der Hauptstadt Telok-Betong einen Dampfer auf dem Lande, der bei dem Ausbruche des Krakatau 1883 vom Meer hierher geschleudert worden war.

Verein für Erdkunde in Leipzig. Der Verein für Erdkunde in Leipzig beging am 4. März 1901 die Feier seines vierzigjährigen Bestehens. Die Vertreter einer großen Anzahl befreundeter Gesellschaften sowie eine Reihe von Ehrengästen wohnten der Feierlichkeit bei. Der Vorsitzende des Vereines, Professor Dr. S. Meyer, erstattete den Bericht über die Thätigkeit des Vereines seit dem fünfundzwanzigjährigen Stichtungsfeste 1886. Hierauf folgte die Verkündigung von Ehrungen. Die zum Andenken an den Leipziger Afrikareisenden Eduard Vogel vom Verein gestiftete, an hervorragende deutsche Forschungsreisende zu verleihende goldene Eduard Vogel-Medaille wurde Professor Dr. G. Schweinfurth in Berlin zuerkannt, während Professor Dr. A. Bend in Wien, Professor Dr. K. von den Steinen in Berlin und Dr. Alfons Stübel durch Ertheilung der Ehrenmitgliedschaft, Professor Dr. W. Ule in Halle a. d. S., Professor Dr. K. Hassert in Tübingen, Dr. Hermann Meyer in Leipzig, Professor Dr. G. Oberhummer in München und Dr. Sapper in Leipzig durch Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern ausgezeichnet wurden. Den Festvortrag hielt Professor Dr. Karl Chun in Leipzig „Ueber Forschungen in der Antartik“.

VIII. Deutscher Geographentag. Der XIII. deutsche Geographentag findet am 28., 29. und 30. Mai 1901 in Breslau statt. Als Hauptberathungsgegenstände sind in Aussicht genommen: 1. Die Südpolarforschung. Berichterstattung der deutschen Commission für die Südpolarforschung und Deutschlands Antheil an der Förderung dieses großen geographischen Problems. 2. Die Landeskunde der deutschen Schutzgebiete. 3. Gletscherkunde und Glacialforschung. 4. Schulgeographische Fragen. Es wird gebeten, die Anmeldung der auf diese Fragen bezüglichen Vorträge möglichst bald an den Vorsitzenden des Ortsausschusses Prof.

Dr. F. Partsch in Breslau gelangen zu lassen. Der Ortsauschuß bereitet eine geographische Ausstellung vor, deren Schwerpunkt in der Vorführung von Arbeiten liegen wird, welche nur bei dieser Gelegenheit der Öffentlichkeit zugänglich werden. An die Tagung werden sich wissenschaftliche Ausflüge schließen. Ein geologischer wird die paläozoischen Formationen zwischen Silberberg und Neurode in einer Tagestour durchschneiden, ein anderer von zweitägiger Dauer (31. Mai und 1. Juni) den Spuren vormaliger Gletscher im Riesengebirge gelten. Anmeldungen zur Theilnahme am Geographentage sind an den Generalsecretär des Ortsauschusses, Dr. Richard Leonhard (Breslau, Schillerstraße 20), zu richten.

73. **Verammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.** Die 73. Verammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wird in den Tagen vom 22. bis 28. September 1901 in Hamburg stattfinden. Zur Vorbereitung und Leitung der Verammlung hat sich in Hamburg bereits ein großer Ortsauschuß gebildet. Der hamburgische Staat hat als Beitrag zu den Kosten des Congresses 30.000 Mark bewilligt.

Vom Büchertisch.

Die Propstei in Wort und Bild. Gesammelt und herausgegeben von Hellmuth Glasen. Illustrirt von Hermann Stühr. Mit 13 Tafeln. Schönberg in Holst., Glasen. (160 S.) In Original-Leinenband 10 Mark.

Der Herausgeber hat vorhandene Aufzeichnungen über die Propstei, welche östlich von der Kieler Förde liegt, zu einer Materialiensammlung zusammengestellt. Gerade dadurch, daß er von einer Uebersetzung abgesehen hat, ist der Werth des Buches ein höherer geworden, wenn auch für die zahlreichen Badegäste an dem lieblichen Schönberger Strande in der Nähe des Kieler Hafens, denen das Buch zunächst dargeboten wird, eine Uebersetzung erwünschter gewesen wäre. Diesem Zwecke des Buches verdankt man die Beifügung einiger Schilderungen, wie z. B. das herrliche Gedicht „Pflingten in der Propstei“, von dem heimatischen Dichter Johann Meyer, sowie die Zeichnungen von Hermann Stühr. Letztere veranschaulichen gut Land, Volkstypus, Volkstrachten und Volksgebräuche in dem eigenthümlichen, früher recht scharf abgeforderten, keine 1/2 Quadratmeilen großen Gebiete, dessen Eigenthümlichkeiten aber unter dem Einflusse des benachbarten Kiels im Schwinden begriffen sind. Der Name des Gebietes stammt daher, daß es als ehemaliger Theil der Besitzungen des Brecker Klosters dem dortigen Propste untergeben war. — Weit aus den größten Theil der Schrift bilden zwei Abhandlungen über die Propstei von den Pastoren Jessen und Schmidt, welche aus den „Provinzialberichten“ und dem „Neuen Staatsbürgerlichen Magazin“ abgedruckt sind, und das Interesse concentriert sich in erster Linie um die Frage nach der Abstammung der abgeforderten, durch Tracht und Sitten vielfach auffallenden Bevölkerung. Fest steht nun allerdings, daß die Jessen'sche Auffassung, wonach die Propsteier Hessen seien, unhaltbar ist; dagegen trifft die Darstellung Schmidt's in dieser bis jetzt noch ungeklärten Angelegenheit gegenwärtig ungefähr mit der herrschenden Auffassung zusammen, daß die ursprünglichen Bestiber der Propstei Wenden seien, zu denen später Niederländer und Westfalen hinzugekommen sind. — Außer diesen beiden Hauptabhandlungen ist noch eine Anzahl von statistischen Daten, Bruchstücken aus Beschreibungen etc. in dem Buche enthalten, das sich somit als eine Materialiensammlung documentirt, durch Ausstattung und Form aber wohl geeignet ist, ein Andenken an die Stunden der Erholung am Schönberger Strande zu werden.

H. V.

Die Insel Zakythos. Erlebtes und Erforschtes von Bernhard Schmidt. Freiburg i. Br. 1899. Friedrich Ernst Fehsenfeld. (XI, 177 S.)

Datirt auch der Aufenthalt des Verfassers auf der jonischen Insel Zakythos schon weit zurück (derselbe erstreckte sich vom Frühling 1861 bis Ende 1863), so hat der Autor die seither erschienene Literatur und alle anderen Nachrichten über dieses Eiland ohne Lücke verfolgt und durch späteren Aufenthalt in Corfu und Stephalonia 1878 und 1879 seine früheren Beobachtungen auf ihre Gültigkeit prüfen können. Viel hat sich auf den jonischen Inseln unter griechischer Herrschaft gewiß nicht geändert. Wir nehmen daher die gründlichen und eingehenden Mittheilungen B. Schmidt's über das im Allgemeinen so wenig bekannte Zante mit Dank entgegen. Namentlich gewinnen wir von dem Charakter der Ortschaften und der Landschaft klare Vorstellungen. Besonders aber fesselt die eingehende Darstellung des Volkes, seines Charakters, seiner Gebräuche, des religiösen Lebens, des Aberglaubens, der socialen Verhältnisse. Auch in Bezug auf den Uebergang der jonischen Inseln vom

britischen Protectorate an das Königreich Griechenland enthält die Arbeit reichliches Material und bietet hierin ein wichtiges Capitel der Geschichte von Zahynthos. Lebendig tritt uns diese Insel durch die Lectüre des Schmidt'schen Buches vor die Augen.

Geschichte des englischen Handels von den Tagen der Phönicië bis zur Gegenwart. Nach den verlässlichsten Quellen verfaßt von Percy Rudolph Broemel. Zweite Ausgabe. London 1899. Andrews Brothers. (111 S.)

Dieser Umriss einer Geschichte des englischen Handels ist zu allgemeiner Orientierung wohl geeignet. Englands nationale Handelspolitik nahm unter König Heinrich VII. ihren Anfang, aber nur allmählich und unter verschiedenen Mißgriffen entwickelte sich der Handel des britischen Reiches mit dem Wachstum seiner Colonialmacht und seiner Industrie. Noch heute leidet er unter der Nachlässigkeit der britischen Geschäftswelt; der englische Kaufmann hat eine Abneigung, sich den Wünschen seiner Kunden anzupassen, der englische Fabrikant die Abneigung, Muster und Modelle zu ändern; dazu kommt der Mangel an Sprachkenntnis bei den englischen Geschäftsreisenden. Der Verfasser verweist auf die unbestreitbare Thatsache, daß der Deutsche den Engländer an Bildung und technischen Kenntnissen übertrifft.

Saarbrücken - Rom über den St. Gotthard in 12 Tagen. Distanzritt von Rittmeister Spielberg. Mit 26 Abbildungen und 13 Karten. Berlin 1900. Verlag von Martin Oldenbourg. (100 S.) 3 Mark.

Wenn man glauben wollte, daß vorliegendes Buch nur für Freunde des Reitsports und speciell der Distanzritte von Interesse sei, so würde man irren. Vielmehr wird jedermann die Schilderung des Rittes von Saarbrücken in Westfalen nach Rom, welchen der preussische Rittmeister Spielberg in 12 Tagen, vom 3. bis 15. Juni 1900, machte und somit in 288½ Stunden 1360 Kilometer zurücklegte, mit wachsender Theilnahme lesen und sich der zahlreichen eingestreuten Naturschilderungen erfreuen. Die dem Texte beigelegten Bilder nach photographischen Aufnahmen des Verfassers sind sehr hübsch.

Pflanzenzeichen-Vorlagen (1:25.000) nach den Musterblättern der königlichen Landesaufnahme und unter Berücksichtigung der Nachträge zu denselben zum Gebrauch für Officiere, Officiersaspiranten, Unterofficiere und Einjährige zusammengestellt und gezeichnet von Glück, Hauptmann und Compagniechef. 6 Blätter mit Erläuterungen. Zweite Auflage. Stuttgart. Verlag von Strecker & Moser; Inhaber: H. Moser, A. Schröder, H. Strecker. 1 Mark 50 Pfennige.

Auf 6 Blättern sind sämmtliche auf den Karten der württembergischen Landesaufnahme angewendeten Signaturen im Maßstabe 1:25.000 zusammengestellt, als Straßen und Wege, Kulturarten, Gewässer, Wohnorte, Truppen-Signaturen und Bergzeichnung. Die Ausführung ist sehr nett und präcis.

Der Curort Baden bei Wien in Wort und Bild. Herausgegeben von der Curcommission. Wien und Leipzig 1900. Franz Deuticke. Cart. K 1,50.

Die vorliegende Schilderung der anmuthigen und eleganten Stadt Baden, eines der ältesten Curorte der Welt, da schon die Römer die Thermen des Cetus Mons benützten, erhält dadurch besonderen Werth, daß sie von der Curcommission herausgegeben wurde und somit auf authentischen Daten beruht. Das gilt von dem geschichtlichen Umriss, den Angaben über die Thermalquellen, die Curanstalten und Krankenhäuser, über die Verkehrsmittel, Unterkunft und Verpflegung in erster Linie. Da auch die Stadt selbst und ihre so reizvolle Umgebung eingehend gewürdigt werden, giebt sich das Buch als angenehmer und verlässlicher Führer, der gewiß viel Anklang finden wird. Die Bilder, theils Reproductionen photographischer Aufnahmen, theils solche von Originalen im Badener Stadtarchiv, sind durchgehends zu loben. Ungerne aber vermiffen wir einen Stadtplan und eine Umgebungskarte, welche man heutzutage in einem solchen Buche sucht.

Der Wiederaufbau von Carnuntum. Von Guido List. Mit zwei Landkarten aus dem Jahre 1667. Wien 1900. Verlag von Friedrich Schalk. (31 S.) K 1,—.

Guido List's echt deutsche vaterländische Gesinnung ist unbezweifelt. Er hat dieselbe in verschiedenen Schriften, besonders in seinem historischen Romane „Carnuntum“ mit aller Wärme dargelegt. Und immer meint er es gut und ehrlich, aber ein Mann der Praxis ist er nicht. Wenn er jetzt im Verein mit seinem Gesinnungsgenossen F. Nebay den Plan entwirft, das alte Carnuntum in den charakteristischen Formen des Römercastells zu erneuern, etwa derart, wie vor Jahren „Alt-Wien“ in der Musik- und Theater-Ausstellung zu Wien entstand, aber solider, so können wir bei der Lectüre seines Schriftchens seiner Phantasie folgen, aber an die Verwirklichung seiner Idee nicht glauben, auch wenn er aus Neu-Carnunt durch Errichtung einer Volksschauspielhalle zugleich ein Brureuth der Ostmark machen will. Die Todten stehen nicht wieder auf!

Neueste Handkarte der Philippinen. Maßstab 1 : 5,000,000. Bearbeitet in der kartographischen Anstalt der Verlagsbuchhandlung. Glogau. Carl Flemming, Verlag. Buch- und Kunstdruckerei, N. G. 50 Pfennige.

Flemming's „Landkarte der Philippinen“ zeigt in Bezug auf Situationszeichnung und Schrift eine sehr sorgfältige Ausführung; sehr hübsch ist auch die Schummerung des Terrains. Soweit wir die Karte auf die Correctheit ihrer zahlreichen Angaben prüfen konnten, erscheint sie correct und verlässlich. Auch die Dampferlinien sind eingetragen; dagegen fehlt die 192 Kilometer lange Eisenbahn Manila-Dagupan. Die Union führt officiell den Namen: Vereinigte Staaten von Amerika, nicht von Nordamerika. Zur Uebersicht ist eine Nebenkarte von Südost-Asien im Maßstabe 1 : 50,000,000 beigegeben.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Die Geschichte der Südafrikanischen Republik. Transvaal. Auf Grund authentischer Quellen unter Benützung amtlichen Materials und aus eigener Anschauung dargestellt von Dr. Wilhelm Ballentin, Stabscapitän der Burenarmee. Mit 200 Illustrationen, zum Theile nach Originalgemälden und Originalskizzen von Dr. Wilhelm Ballentin, und mit einer Karte der Südafrikanischen Republik, Transvaal, entworfen von Dr. Wilhelm Ballentin. In drei Bänden. Erster Band: Transvaal, das Land und seine Urbevölkerung. Zweite Auflage. Berlin 1901. Verlag von Hermann Walther.

Der Bau des Weltalls von Professor Dr. F. Scheiner. Mit 24 Figuren im Texte und auf Tafeln. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 24. Bändchen.) Leipzig 1901. Druck und Verlag von B. G. Teubner. Geb. 1 Mark 25 Pfennige.

Lehrbuch der Geographie für österreichische Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Mit einem einleitenden Abchnitte über die Himmelskunde von Bürgerichuldirector Anton Wollensack, herausgegeben von Professor Gustav Rutsch. I. Theil: Für den I. und II. Jahrgang. Mit 95 Abbildungen. Wien 1901. Verlag von A. Beckler's Witwe & Sohn, Buchhandlung für pädagogische Literatur und Lehrmittelanstalt. Geb. K 3.50.

Rom und die Campagna von Dr. Th. Gsell Fels. Fünfte Auflage. Mit 6 Karten, 53 Plänen und Grundrissen, 61 Ansichten. (Meher's Reisebücher.) Leipzig und Wien 1901. Bibliographisches Institut. Geb. 13 Mark.

Führer nach Ostasien mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Schutzgebietes von Kiautschou. Herausgegeben von Leo Woerl. Mit 25 Illustrationen, einer Seekarte und einer Karte des deutschen Schutzgebietes Kiautschou. („Woerl's Reisehandbücher.“) Leipzig. Woerl's Reisebücherverlag, L. u. f. Hofverlagshandlung.

Taschenbuch der deutschen und der fremden Kriegsschiffe. Mit theilweiser Benützung amtlichen Materials. II. Jahrgang 1901. Herausgegeben von B. Weher. Capitänlieutenant a. D. München 1901. Verlag von F. F. Lehmann. Geb. 2 Mark 40 Pfennige.

Touristenkarte von Landshut und seiner Umgebungen mit Berücksichtigung der zu Spaziergängen geeigneten markirten Fußwege, sowie der zum Stadfahren geeigneten Staats-, Districts- und Ortsverbindungsstraßen nebst Angabe der Steigungsverhältnisse und Entfernungen. Nach officiellen Quellen bearbeitet im Auftrage des Verschönerungs- und Fremdenverkehrs-Vereines Landshut von A. Diez, k. Major, im Maßstabe 1 : 55,000. Landshut. Verlag der städtischen Magistratskanzlei. Im Commissionsverlage von Max F. Kummer, Buchhandlung und Antiquariat in Landshut. 1 Mark 50 Pfennige, auf Papierolin 2 Mark.

Culturskizzen aus China von L. G. Hummel, Hafenmeister in Whampoa bei Canton. Berlin 1900. Gose & Teklaff, Verlagsbuchhandlung. 1 Mark 50 Pfennige.

Schluß der Redaction: 26. März 1901.

Herausgeber: A. Hartleben's Verlag in Wien.

90

95 östl. Länge v. Greenwich

100

105

Der mongolische Altai und die centrale Gobi nach der Reise Kozlov's und seiner Gefährten 1899-1900.

Maßstab 1 : 6,000.000.

100 50 0 100 200 300 Kilom.

Routen:

- Kozlov
- Kaznakov
- Ladyghin
- ▲ Astronomisch bestimmte Punkte

